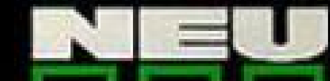
2,00 DM / Band 740
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Todesgruß der Templer

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Todesgruß der Templer

John Sinclair Nr. 740

von Jason Dark

erschienen am 08.09.1992

Titelbild von Gonzales

Sinclair Crew

Todesgruß der Templer

Der Tod fuhr mit, und nur ein Mann von der Besatzung wußte es. Deshalb war er an Bord gekommen und lauerte auf seine Chance.

Was interessierte ihn das Gold und die wertvollen Gemälde, all die Schmuckstücke, die Schatullen, die Ketten, die Perlen, die Ohrringe, das wertvolle Geschmeide, das einst die zahlreichen Frauen der Muselmanen geschmückt hatte, er wollte nur an einen bestimmten Gegenstand herankommen!

Der Mann nannte sich Malraux, aber das war nicht sein wirklicher Name. Den kannte niemand auf dem Schiff, und es würde ihn auch keiner kennen. Alles mußte geheim bleiben. Wenn alles vorbei war, würde man sich hüten, darüber etwas zu sagen.

Noch lag er unter Deck in der Hängematte. Umgeben von einer stinkenden, stickigen Luft, in der sich selbst die fetten Fliegen Ruheplätze ausgesucht hatten. Mochte der Leibhaftige persönlich wissen, woher sie kamen, aber sie hatten ihren Weg nun einmal gefunden und sahen aus wie winzige, schillernde Pfützen, wenn sie sich, auf welchen Gegenständen auch immer, niedergelassen hatten.

Malraux dachte daran, daß dieses Schiff irgendwann die Neue Welt erreichen sollte, damit der Schatz der Templer in Sicherheit gebracht werden konnte. Anders als in Europa wurden die Tempelritter in diesem Teil der Welt nicht von den anderen Orden gejagt und vernichtet. War man ihrer einmal habhaft geworden, dann warteten Folter, Gefängnis und Tod auf sie.

Bis in die Neue Welt wollte er nicht mitfahren. In Genua hatte er sich eingeschifft, und sie hatten ihn mit Freuden genommen, denn die meisten Seeleute fürchteten sich vor der langen Reise über das Meer. Lauerten dort doch die gewaltigen Stürme, der Durst, die Hitze einer sengenden Sonne, Skorbut und Tod. Nur die besonders mutigen Männer und diejenigen, die nichts zu verlieren hatten, unternahmen die gefährliche Reiste, wobei Malraux nicht einmal wußte, zu welcher Gruppe er gehörte. Deshalb hatte er eine dritte erfunden und profitierte davon.

Die Reise von Genua bis zur Zwischenstation in Marseille dauerte einige Tage, weil sie zumeist gegen den Wind kreuzen mußten, der aus Westen oder Südwesten wehte. In dieser Zeitspanne mußte er sein Ziel erreicht haben.

Zwei Tage segelten sie bereits an der Küste entlang, aber nie in Sichtweite, denn es war nicht ungefährlich, sich in diese Gewässer zu begeben, besonders für ein Schiff der Templer, dessen Segel das Templerkreuz zeigten.

Sie hätten es überstreichen sollen, doch sie waren zu stolz gewesen. Zudem wollten sie in der Nacht in Marseille einlaufen, wo noch einige von ihnen an Bord gehen wollten, um den Schergen des Papstes, der Bischöfe und auch der weltlichen Macht zu entkommen. Sie hätten alle zu gerne die Schätze der Templer besessen, denn sie alle waren raffgierig gewesen und standen vor der Pleite.

Das interessierte ihn nicht einmal am Rande. Für ihn gab es nur ein Ziel. Und er würde in Marseille verschwinden, sich unter die Menschen im Hafen mischen und abtauchen wie eine Ratte in den Flußgraben.

Das Meer war relativ ruhig. Seine Wache hatte er hinter sich. Sie

würde erst wieder bei Anbruch der Dunkelheit beginnen. Dann mit der doppelten Anzahl von Männern, deshalb war es trotz der schützenden Finsternis zu diesem Zeitpunkt gefährlicher, sich auf die Suche zu machen. Er wollte es bei Tageslicht tun.

Viele Seeleute wußten nicht, was sich in den schlichten Kisten verbarg. Man hatte ihnen gesagt, daß es Proviant war, und damit hatten sie sich zufrieden gegeben.

Nicht Malraux.

Er lag wach in seiner Hängematte, während die meisten seiner Kameraden schliefen. Er hörte sie schnarchen, und es widerte ihn an. Leider mußte er noch warten, denn er wußte, daß es eine Zeit gab, wo auch die Wachen an Deck nicht so genau aufpaßten und mehr schliefen als wachten.

Das Schiff schaukelte. Die Bewegungen übertrugen sich auf die Hängematten. Das Holz ächzte dabei, es stöhnte, als würde es schrecklich unter dieser Fahrt leiden. Wie mußte es sich erst anhören, wenn der Sturm den Zweimaster packte?

Malraux starrte gegen die Decke, als wäre dort ein Spiegel, in dem er sich sehen konnte. Tatsächlich dachte er über sein Spiegelbild nach. Wer ihn sah, nahm ihn nicht zu ernst, weil er einfach zu klein war. Dabei achteten die meisten nicht auf seinen Körperbau. Er war muskelbepackt, sehr kräftig und hatte einige Monate im Land der Osmanen dazu benutzt, um das Ringen zu erlernen. Wenn er jemanden in den Griff nahm, konnte er diesen so lange festhalten, bis der Gegner keine Luft mehr bekam. Das hatte er schon mehr als einmal ausprobiert und die schlaffen, toten Körper einfach liegengelassen.

Es war eine gewalttätige Zeit, und es überlebte nur derjenige, der schneller und stärker war.

Die anderen schliefen.

Sie röchelten, sie schnarchten, manche sprachen auch im Schlaf. Andere wiederum stöhnten, einige schlugen auch um sich, doch einiges hatten sie gemeinsam. Sie rochen nicht gut. Nach Schweiß, nach Mann, einfach nach Schmutz, und Malraux wußte auch, daß sich genügend Ungeziefer auf dem Schiff befand, um Krankheiten übertragen zu können.

Er wartete noch einige Minuten ab, bevor er sich in seiner Hängematte zur Seite bewegte. Das Aufstehen war für ihn eigentlich kein Problem, doch sie lagen so eng beieinander, daß er, wenn er sich zu Boden gleiten ließ, andere stören würde.

Er ging vorsichtig zu Werk. Sein Gefühl sagte ihm, daß er es jetzt wagen mußte. Nicht mehr warten, denn dieses Schiff kam ihm plötzlich verflucht vor.

Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte er sogar eine fette Ratte gesehen,

und das bedeutete immer Unheil.
Die Feinde der Templer wußten ja, daß sie fliehen wollten und auch schon damit begonnen hatten.
Sie zogen ihre Schiffe zusammen. Für viele war der große Ozean zum Grab geworden.
Malraux erreichte den Boden. Zuerst berührte er mit seinen Zehenspitzen den Boden, dann stemmte er sich auf die Füße. Er trug leichte Schuhe aus Leder und Stoff. Damit konnte er sich unhörbar bewegen. Auf seine wenigen persönlichen Dinge verzichtete er gern, er hatte sie nur zur Tarnung mitgenommen, sie waren sowieso nichts wert. Doch er war nach wie vor davon überzeugt, richtig gehandelt zu haben und es jetzt zu versuchen. In den kommenden Stunden konnte es schon zu spät sein.
Der Raum war klein, mit Schläfern vollgestopft und sehr düster, trotz des Lichts, das durch die beiden Öffnungen schimmerte, die an den Wänden gegenüberlagen.
Er kroch auf allen vieren. Es war der beste Weg zur Tür, wenn er unter der Hängematte hinwegkam.
Wie schwere Netze hingen sie über ihm. Er hörte wieder die Geräusche der Schlafenden, und manche Matte hatte sich unter dem Gewicht des Mannes so weit gedehnt, daß sie beinahe seine Haare streifte.
Der Eingang zur Kammer wurde von zwei Wachtposten abgesichert. Sie waren bewaffnet, doch davor hatte Malraux keine Furcht. Mit denen wurde er fertig. Außerdem gehörte er ja zu ihnen.
Das Schiff schwankte auf der langen Dünung. Der Mann mit den dunklen Haaren und dem struppigen Bart konnte die Bewegungen gut ausgleichen. Die Hitze war erdrückend. Sein Gesicht und sein gesamter Körper waren von einem dicken Schweißfilm überzogen, und er roch auch nicht anders als die übrigen Männer.
Er kroch zur Tür.
Als er sie erreicht hatte, stand er auf und lief auf eines der schmalen Fenster zu, um einen Blick nach Norden zu werfen, denn dort befand sich die Südküste Frankreichs.
Sie war nicht zu sehen, aber er konnte sie ahnen, denn unter der Sonnenglut zeichneten sich neblige Schattenformationen ab. Die Strecke würde er schaffen, das war für einen guten Schwimmer wie ihn kein Problem. Außerdem lief die lange Dünung auf die Küste zu und wurde von einem südlichen Wind bewegt. Wer so geschickt war wie er konnte sich von den Wogen tragen lassen und sich beim Schwimmen noch ausruhen.
Es ging alles glatt. Keiner erwachte, als er vorsichtig die Tür öffnete, obwohl das Holz knarrte, doch die Männer waren von der langen Wache einfach zu erschöpft.

Er schlüpfte hinaus.

Sofort spürte er den anderen Luftzug, der ihm ins Gesicht wehte und etwas kühler war. Er tat gut, aber er schaffte es nicht, den dicken Schweiß zu trocknen.

Von oben her sickerte fahles Licht durch die Schiffsplanken in den Bauch des Seglers hinein und malte auf den schmutzigen Boden helle Zeichen, in denen der Staub tanzte.

Er wußte, wohin er mußte. Die großen Lagerkammern befanden sich am kompakten Heck und mittschiffs. Worauf es ihm ankam, lag in einer Kammer weit vorn.

Das Schiff war günstig gebaut worden. Ein Mittelgang teilte die Welt unter Deck in zwei Hälften.

Rechts und links waren die Lagerräume vollgestopft.

Bevor man den Mittelgang betreten konnte, mußte eine weitere Tür geöffnet werden. Sie gehörte zu einem Querschott, und hinter der Tür hockten die beiden Wächter.

Das war klar, er hatte sich informiert, und das würde auch heute so sein.

Malraux machte ich auf den Weg. Lautlos wie ein Dieb, ohne Waffe, doch er bewegte ständig seine Hände mit den kurzen und kräftigen Stummelfingern. Sie sollten keinesfalls steif bleiben. Man hatte ihm im Land der Osmanen einige Tricks beigebracht, wie man mit bloßen Händen töten konnte.

Wie gefrorener Rauch lag die Düsternis im Bauch des Schiffes. Es war nie still. Zwar vernahm er seine eigenen Schritte nicht, aber das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand bildete eine ständige Geräuschkulisse. Auch ächzten und bewegten sich die Planken. Sie stöhnten dabei, als wären sie Gefangene. Das Rauschen der Segel, das Flattern der Leinwand, das von manch abergläubischem Menschen als unheimlich empfunden wurde, vernahm er nicht. Nur ab und zu die dumpfen Echos der Tritte, wenn jemand rasch über Deck lief. Hin und wieder hörte er einen Befehl von oben, einen Schrei, einen Fluch, mehr nicht.

Etwas streifte sein Gesicht wie hauchzarte Finger. Es waren Spinnweben, die von der Decke herabhingen. Zumeist fanden die Spinnen Beute. Fette Fliegen verfingen sich in ihren Netzen und wurden getötet.

Als Malraux das Querschott erreichte, blieb er stehen. Er wußte, daß er allein war, dennoch gebot es die Vorsicht, sich umzuschauen. Der Mann sah nichts. Er hörte auch nichts Verdächtiges. In einer Ecke schimmerten weiße Talgkerzen. Sie sahen aus wie weggeworfene Knochen.

Hinter dem Schott befanden sich die Wärter. Es waren keine Seeleute, sondern Soldaten, die man angeworben hatte. Ihnen war es

egal, auf welcher Seite sie standen, und als Bezahlung nahmen sie nur Goldstücke. Es war dort auch nicht dunkel, wo sie sich aufhielten, denn durch schmale Ritzen schimmerte Licht, das sehr düster aussah und schattengleich über den Boden tanzte.

Malraux klopfte.

Nicht sehr zögernd oder leise. Er hämmerte mit der Faust gegen das Schott, fordernd, damit die Soldaten auch wußten, daß jemand Einlaß begehrte.

Zuerst tat sich nichts. Dann hörte er ein Kratzen. Ein Holzriegel wurde innen zurückgeschoben. Das Schott öffnete sich. Dabei erklang ein widerliches Knarren. Es erzeugte bei Malraux eine Gänsehaut. Das Licht einer Öllaterne erreichte ihn. Ein Wärter hielt sie so hoch, daß die Schatten durch sein Gesicht zuckten.

Er konnte das Gesicht des Wärters nicht erkennen, weil es hinter den Schatten aus Dunkelheit und Licht verschwunden war, aber er hörte die Stimme.

»Was willst du?«

»Ich muß mit euch sprechen.«

»Dann sag es.«

»Nicht hier. Es darf uns keiner hören. Wir… wir müssen unter uns bleiben.«

»Warum?«

»Der Steuermann schickt mich. Er… er hat für euch beide eine Botschaft. Alles ist mit dem Kapitän abgesprochen. Es geht um Gold, viel Gold. Auch um kostbares Geschmeide.«

Der Mann zögerte. Malraux hörte ihn atmen. Bei Begriffen wie Gold und Geschmeide wurden Söldner immer sehr hellhörig. Sie wußten gar nicht, was die Kisten bargen. Sie sollten sie nur bewachen, alles andere hatte sie nicht zu interessieren.

»Komm rein!«

Der zweite Wächter meldete sich. Er hockte auf einer niedrigen Bank und schaute in das Licht, so daß er nichts genaues erkennen konnte. »Was ist denn los?« fragte er.

»Der hier hat eine Botschaft.«

»Von wem?«

»Vom Steuermann«, sagte Malraux schnell. »Es geht um viel, viel Gold, das wäre zu überlegen.«

Jetzt stand auch der zweite auf. Die Gier funkelte in seinen Augen. Ihre Helme hatten sie abgelegt, die Brustpanzer ebenfalls. Es war einfach zu heiß im Bauch des Schiffes, und sie hatten es sich so bequem wie möglich gemacht.

»Das muß ich hören.«

Malraux wartete noch. Sie waren zu zweit. Er mußte sie ablenken. Sie trugen auch Waffen. Die Spitzen ihrer Lanzen glänzten im Licht

der flackernden Ölleuchte.
Er leckte über seine Lippen und bat um Wasser.
»Haben wir nicht.«
»Doch, ich weiß, daß…«
»Gib es ihm«, sagte der Mann, der die Tür geöffnet hatte.
»Wie du willst.«
Der zweite Mann verschwand im Hintergrund des düsteren Ladebauchs. Nur einer blieb zurück.
Malraux lächelte. Der Mann stand neben ihm, die Spitze der Lanze wies zu Boden. Der Eindringling wartete den Zeitpunkt genau ab. Als er etwas klatschen hörte, wußte er, daß Wasser aus dem großen Faß in ein Gefäß gefüllt wurde.
Er schlug zu.
Der Wärter wurde völlig überrascht, als ihn ein steinharter Ellbogen in die Körpermitte traf, er zusammensackte, die Übelkeit in ihm hochschoß und es ihm nicht erlaubte, einen Schrei auszustoßen.
Er fiel etwas nach vorn.
Darauf hatte Malraux gewartet. Zweimal schlug er dem Mann die Faust in den Nacken.
Der Wärter brach zusammen. Da hatte Malraux schon dessen Lanze an sich gerissen.
Er lächelte kalt, als er nach vorn ging und sich der Dunkelheit näherte.
Schritte klangen auf. Der zweite Wächter kehrte zurück. Wahrscheinlich mit dem gefüllten Gefäß.
Er war wehrlos, er ahnte nichts, und Malraux wartete eiskalt so lange ab, bis er die Umrisse des Mannes aus der Dunkelheit auftauchen sah.
Er holte aus und schleuderte die schwere Lanze.
Der Mann wurde völlig überrascht. Viel konnte Malraux nicht erkennen. Im Dunkeln zuckte die Gestalt noch für einen Moment hin und her, das Gefäß mit dem Wasser klatschte zu Boden, dann fiel der Mann selbst. Mit einem dumpfen Laut schlug er auf und rührte sich nicht mehr.
Malraux war zufrieden. Er hatte sich gut vorbereitet und wußte sehr genau, wo er den entsprechenden Laderaum finden konnte. Die Türen waren nicht einmal durch Ketten gesichert. Er brauchte nur einen schweren Balken zur Seite zu schieben.
Als er dies hinter sich gebracht hatte, ging er zurück und holte die Laterne. Um die Leiche hatte er sich nicht gekümmert, dem Bewußtlosen gönnte er einen kurzen Blick.
Der Mann rührte sich nicht.
Malraux ging davon aus, daß er nicht gestört wurde. Er war aufgeregt, seine Lippen bebten, die Knie wurden ihm schon weich, als er die Schatzkammer betrat, die Lampe abstellte, tief durchatmete und

sich erst einmal umschaute.

War sie da, war sie nicht da?

Sie war da!

Die Kiste stand sogar in seiner Nähe, und er flüsterte: »Jetzt werde ich zuschlagen…«

***

Die Kiste sah nicht aus wie die anderen, die zumeist eine truhenähnliche Form aufwiesen, sie erinnerte mehr an einen Sarg, und das hatte seinen Grund.

Malraux war nicht ohne Werkzeug gekommen. In seinen Hosenbund hatte er eine Eisenstange gesteckt und sie mit einem Band befestigt. Die holte er jetzt hervor. Im Licht der Lampe warf er einen kurzen Blick auf die flache Spitze und war zufrieden.

Damit würde er den Sarg aufbrechen können.

Er schaute sich den Deckel an. Der Spalt, wo er auf dem Unterteil lag, war gut zu sehen. Dort mußte er sein Werkzeug ansetzen. Er probierte es einige Male und freute sich darüber, wenn er das leise Knirschen hörte, mit dem das Holz an den verschiedenen Stellen brach. Er faßte mit den Händen nach, setzte seine Kraft ein und schaffte es, den Deckel in die Höhe zu hieven.

Alles lief wie geschmiert.

Er schwitzte, er arbeitete konzentriert, und sein säuerlicher Schweißgeruch mischte sich mit dem des Blutes, das aus der tiefen Brustwunde des Toten gelaufen war und um ihn herum eine rote Lache gebildet hatte. Sie diente als Landeplatz für fette Fliegen, die sich dabei sehr wohl fühlten.

Er arbeitete verbissen. Er fluchte auch, weil der Deckel doch fester aufsaß, als er erwartet hatte.

Endlich war es soweit. Mit beiden Händen hatte er ihn zu fassen bekommen und riß ihn in die Höhe.

Frei.

Geschafft!

Viel konnte er nicht sehen. Keuchend bewegte er sich zur Seite und nahm die Ölleuchte hoch. Er brachte sie in die Nähe der Kiste und ließ sie über dem Unterteil schweben.

Das Licht fiel auch nach unten und streifte über eine Gestalt hinweg, die ihm zunächst einen leichten Schreck einjagte.

Es war ein nicht ganz fertiges Skelett. An einigen Stellen leuchteten die Knochen so bleich und glänzend, als wären sie poliert worden. An anderen klebten noch Fleisch und Hautreste, besonders an den Schultern und im Bereich der Oberschenkel.

Aber das Fleisch war verdorrt, dunkelgrau wie Asche und würde bestimmt bald abfallen.

Das kümmerte ihn nicht. Es war nur wichtig, was diese halb verweste Gestalt bei sich trug.

Der Gürtel um die Hüfte herum war nicht verwest. Er bestand aus Leder, und in Höhe der rechten Hüfte sah Malraux die Scheide, deren Unterseite auf den bleichen Knochen lag. Sie interessierte ihn nicht. Für ihn war es wichtig, was da aus der Scheide hervorragte.

Es war ein Dolch, und sein Griff war umwickelt mit einem Band.

Als Malraux seine Hand in die Nähe des Dolches brachte, zitterten seine Finger stark. Er spürte den Kloß im Hals und seine Augen glänzten wie im Fieber. Lange genug hatte er auf diesen Augenblick gewartet, und war nicht so abgebrüht, daß er einfach darüber hinweggegangen wäre.

Das Ziel seiner Wünsche!

Er umfaßte den Griff. Das Band fühlte sich ungewöhnlich weich an. Es schmiegte sich in seine Handflächen als wäre es ausschließlich für ihn gemacht worden.

Auf seinen feuchten, leicht verschorften und auch trockenen Lippen lag ein Lächeln. Mit einem heftigen Ruck zerrte er die Waffe aus der brüchigen Lederscheide.

Er betrachtete die Klinge. Im Licht der Laterne wirkte sie, wie mit einer leichten Blutschicht überzogen. Die Klinge schien zu leben, sich zu bewegen, Botschaften abzusenden. Malraux nahm sich die Zeit, kantete die Klinge und preßte die flache Seite für einen Moment gegen seine Lippen.

Es tat ihm gut, sie zu spüren. Es sah aus, als würden sie ihm das Leben einhauchen.

Tief atmete er durch.

Für die anderen Kisten und Truhen in dem kleinen Laderaum hatte er keinen Blick. Gut, er hätte eine von ihnen aufbrechen und sich an der wertvollen Ladung bereichern können, das aber hätte ihn auch Zeit gekostet, und er wollte so schnell wie möglich verschwinden. Über Bord springen und an Land schwimmen. Auch wenn sie ihn dabei entdeckten, er ging davon aus, daß ihn niemand verfolgen würde. Das konnten sie sich nicht leisten. Sie mußten so schnell wie möglich Marseille erreichen.

Er steckte den Dolch weg. Unter seiner alten Hose hatte er eine Scheide verborgen gehabt, die für die Waffe zugeschnitten worden war. Sie paßte wunderbar hinein.

Malraux war beinahe zufrieden. Jetzt mußte es ihm nur noch gelingen, so rasch wie möglich zu verschwinden. Er durfte allerdings nichts übereilen und mußte vorsichtig sein. Nur nicht übermütig werden, sonst war alles umsonst gewesen.

Er drehte sich aus der Kammer.

Der Segler zog unbeirrt seine Bahn. Er schien über die lange Dünung

hinwegzugleiten, er war plötzlich so leicht, als hätte er sich in einen Vogel verwandelt.

Es konnte auch an der Stimmung des Mannes liegen, denn Malraux fühlte sich beflügelt. Für ihn war es einfach wunderbar, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, nur mehr ein Schritt trennte ihn von dem endgültigen Triumph.

Über dem Toten summten die dicken Fliegen. Sie hockten auch auf der Blutlache, die sie mit einem noch dunkleren Pelz überzogen hatten. Er wandte sich nach links. In einer Hand hielt er die Ölleuchte. Sie bewegte sich im Gleichklang seiner Schritte. Sie warf Schatten, die wie dunkle Gespenster über Wände und Boden huschten und zu dieser Totenatmosphäre paßten.

Der Bewußtlose lag nahe des Ausgangs. Malraux überlegte, ob er ihn auch töten sollte, dann ließ er es bleiben. Man würde sowieso bald erfahren, wer hier getötet und geraubt hatte, da brauchte er keine weitere Leiche hinterlassen.

Er schlich an dem reglosen vorbei. Wollte den Zugang des eigentlichen Schotts öffnen, als er hinter sich das schleichende Geräusch hörte. Malraux drehte sich um.

Es war bereits zu spät.

Eine Klaue hatte blitzschnell nach seinem Fußgelenk gepackt. Der Griff war so fest und hart, daß Malraux aufschrie. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, er kippte zur Seite, die Lampe fiel zu Boden, wo sie zersplitterte.

Öl lief aus.

Flammen waren da, gierig wie lange Diebesfinger. Sie griffen in das Öl hinein.

Etwas fauchte.

Dann schoß die Stichflamme in die Höhe. Sie puffte auf, sie war so rot, unheimlich und gespenstisch. Malraux sah in deren Licht, wie sich der Bewußtlose bewegte, ohne ihn dabei loszulassen. Er wollte sich an ihm hochstemmen, noch immer benommen, den Blick glasig, Gesicht und Mund verzerrt.

Das konnte nicht gutgehen.

Außerdem fand das Feuer immer mehr Nahrung. Es brauchte nur Sekunden, um sich auszuweiten.

Schon wühlte sich ein beißender Rauch in die Höhe und ließ die Augen des Mannes tränen.

Er nahm nicht den Dolch, sondern ballte seine linke Hand zur Faust. Und wieder schlug er zu.

Wieder traf er den Kopf des Mannes. Diesmal schlug er dreimal zu. Der Griff lockerte sich intervallweise. Dann rutschte die Hand ab, der Wächter fiel zu Boden, rollte sich herum und genau auf den Teppich aus Feuer zu, der bereits über den Boden tanzte.

Malraux raffte sich auf.
Für ihn stand längst fest, daß dieser Brand nicht mehr gelöscht werden konnte. Er fand hier genügend Beute und würde bald das Schiff in eine Feuerhölle verwandeln.
Bis das eintrat, mußte er von Bord sein.
Hustend und mit brennenden Augen verließ er das Schott. Er taumelte in den Gang, stützte sich an einer Wand ab, fühlte nach dem Dolch und freute sich darüber, daß die Waffe noch vorhanden war.
Sie würde ihm Schutz geben, das stand fest.
Er mußte nur so schnell wie möglich an Deck, bevor jemand merkte, daß es brannte und der Rauch beißend über Deck wehte. Er dachte nicht daran, die anderen Schläfer zu warnen. Sollten sie selbst sehen, wie sie mit der Lage zurechtkamen.
Er hetzte einen Niedergang hoch. Am Deck duckte er sich hinter Taurollen. Niemand befand sich in der Nähe. Er hörte Stimmen, über ihm rauschten die Segel im Wind. Er hörte auch das Wasser an den Bordwänden vorbeiströmen, es gab ihm die Hoffnung, und er huschte in Richtung Heck.
Geduckt an den Aufbauten vorbei. Die Sonne stand sehr hoch am Himmel, es gab kaum Schatten.
Er wurde auch gesehen und angesprochen, doch er hastete weiter, weil sein Ziel einfach zu nahe lag.
Dann hatte er das Schanzkleid erreicht, kletterte hinauf, stand oben und hörte einen gellenden Schrei, in dem all die Panik mitschwang, die entstand, wenn an Bord Feuer ausgebrochen war.
»Feuer…! Es brennt! Feuer…!«
Jemand läutet die Alarmglocke.
Ihr Bimmeln begleitete seinen eleganten Flug in die Tiefe, dem graugrünen Wasser entgegen, der gläsernen Dünung, die immer schneller auf ihn zuraste.
Einen Augenblick später verschluckte sie ihn.
Das Wasser umschlang ihn mit tausend Armen. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte gelacht, so aber preßte er nur die Lippen zusammen und freute sich innerlich.
Tief, so tief wie möglich tauchte er hinab und schwamm mit kräftigen Stößen in Richtung Norden, wo die Küste Frankreichs lag. Sie mußte er erreichen und an einer unwegsamen Stelle an Land gehen. Davon gab es genügend. Malraux wußte nicht, wieviel Zeit verstrichen war. Der Luftmangel zwang ihn aufzutauchen. Er pumpte seine Lungen voll und schaute nicht zurück, denn die Sekunden waren kostbar. Er wußte, daß ein sinkendes Schiff mächtige Strudel verursachte, die alles mit in die Tiefe zogen, was sich in ihrer Nähe befand. Da hatten auch die besten Schwimmer keine Chance mehr.
Er schwamm, tauchte auf, holte Luft und schwamm weiter, und

irgendwann blieb er dann an der Oberfläche.
Er schaute zurück.
Auf der Dünung liegend blickte er nach hinten.
Zum erstenmal sah er den Segler.
Über ihm stand eine dicke, fette Rauchwolke. In ihrem Innern tanzten die dunkelroten Flammen, die bereits die Segel in Brand gesetzt hatten. Das Schiff neigte sich bereits heckwärts und gleichzeitig nach backbord. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es sinken würde.
Malraux aber lachte.
Er lachte wie noch nie in seinem Leben, bis eine querlaufende Welle ihn übergoß und das Lachen erstickte.
Dann schwamm er weiter.
Und er wußte genau, daß er es schaffte.
Er würde die Küste erreichen, und er würde sehr bald zu den Mächtigen im Lande gehören.
Der Dolch würde ihm die Macht dazu geben…

***

Maulraux hatte es geschafft, die Küste zu erreichen und dort an Land zu gehen. Es war ein wunderbarer Tag für ihn. Die Brandung war zum Glück nicht so stark, er hatte die Felsen umschwimmen können und war lange auf dem weichen Sand liegengeblieben, bis sich die Sonne nach Westen neigte, um im Meer zu verschwinden.
Malraux wußte nicht genau, wo er angeschwemmt worden war. Ihm war allerdings bekannt, daß es zahlreiche Ortschaften und kleine Fischerdörfer entlang der Küste gab. Dort würde er sich auch versorgen können, und so machte er sich auf den Weg.
Die Hitze war nicht mehr so schlimm.
Er kam zügig voran. Die Felsen strahlten noch die aufgespeicherte Tageswärme ab, sie sorgten dafür, daß sein Durst noch stärker wurde. Es gab hier keine Quelle, auch die Vegetation hielt sich in Grenzen, aber sehr bald schon erschienen Hütten und Häuser vor ihm. Ein kleiner Ort, in einer Bucht gelegen, von Fischern bewohnt.
In diesen Ort schlich er sich.
Er fand Wasser. Neben einem Haus sah er einen Brunnen. Auf dem Rand stand ein Holzeimer. Er war beinahe bis zum Rand gefüllt. Aus ihm trank er sich satt.
Jemand kam.
Es war ein alter Mann, friedlich. Er nickte ihm zu. »Du kommst von weit her, nicht?«
»Ja.«
Der Alte betrachtete ihn prüfend, ohne etwas zu sagen. Es gefiel Malraux nicht, so angesehen zu werden, und er wollte sich schon

abwenden, als der Alte ihn bat, in sein Haus zu kommen.
»Bist du Fischer?« fragte Malraux.
»Vielleicht.«
»Was soll ich bei dir?«
»Willst du nichts essen?«
»Schon.«
»Dann komm mit.«
Das Haus war aus hellen Steinblöcken errichtet worden. Es war eng und düster, denn durch die Öffnungen in den Wänden sickerte nicht viel Licht. Die Kühle empfand Malraux als angenehm, ebenso wie das Licht der Kerzen, die in einer Holzschale mitten auf dem Tisch standen und Kreise gegen die Decke zeichneten.
Der Alte setzte sich ihm gegenüber auf einen zweiten Schemel und rümpfte einige Male seine krumme Nase. »Du riechst nach Salz und Wasser, obwohl du trocken bist. Kommst du aus dem Meer?«
»Ja.«
»Du bist lange geschwommen?«
»Ja.«
»Ich sah Rauch auf dem Meer, als ich auf einem Felsen stand. Hat dein Schiff gebrannt?«
»Vielleicht!«
Der weißhaarige Mann lächelte, stand auf und trat an ein Regal. »Du wolltest etwas essen, nicht?«
»Was hast du denn?«
»Fisch. Getrockneten Fisch. Auf Stöcken in der Sonne. Ich habe auch Brot und Wein.«
»Ja, das ist gut.«
Der alte Mann bediente. Er tat es mit einer Selbstverständlichkeit, über die sich Malraux wunderte.
Da er so etwas nicht kannte, hatte er beschlossen, sehr mißtrauisch und vorsichtig zu sein. Er wollte keine böse Überraschung erleben.
»Laß es dir schmecken.«
»Danke.«
Der Fisch war gut, nicht zu salzig, und der rote Wein hatte eine gewisse Kühle, die Malraux' Kehle und auch seinem Magen guttat. Er freute sich plötzlich, daß alles hinter ihm lag, aber er konnte nicht vertragen, daß er von dem Alten beobachtet wurde, dessen Gesicht hinter den Kerzenflammen so schattenhaft verzerrt wurde.
Er traute ihm noch immer nicht.
»Kann ich noch Wasser haben?«
»Auch Wein.«
»Nein, nur Wasser.«
Der alte Mann nickte, stand auf und ging nach draußen. Was er da tat, hörte Malraux nicht. Als schließlich die alte Brunnenwinde

knarrte und das Holz dabei stöhnte, war er zufrieden. Mit einer gefüllten Kanne kehrte der Weißhaarige zurück.

»Wohnst du allein hier?« fragte Malraux.

»Nicht immer.«

»Wer lebt noch in deinem Haus?«

»Mal diese, mal jene.« Er schenkte aus der Kanne das Wasser in den Weinbecher.

Malraux trank. Er freute sich darüber, daß ihn das kühle Naß erfrischte. »Aber du bist kein Fischer?«

»Warum bin ich das nicht?«

»Ich kenne die Fischer. Draußen ist es schon beinahe dunkel. Da machen sie sich bereit zum Nachtfang.«

»Ich bin zu alt.« Er setzte sich wieder hin, und seine Gesichtszüge verschwammen abermals hinter den Kerzenflammen. Als er die nächste Frage stellte, verschluckte sich sein Gast beinahe. »Bist du ein Templer? Bist du einer von ihnen?«

Malraux schwieg. Er trank und aß den letzten Fisch auf. Sein Gastgeber ließ ihm Zeit, bis er die Frage wiederholte, und da erst reagierte Malraux.

»Warum sollte ich ein Templer sein?«

»Man findet sie jetzt oft. Sie werden gejagt wie Hühner. Man ist ihnen auf den Fersen. Die Kirche, die Häscher des Königs, der Papst hat eine eigene Gruppe aufgestellt. Man wird sie fangen, man wird sie in die Kerker werfen und foltern.«

»Ich weiß.«

»Bist du ein Templer?« Der Alte fragte es flüsternd. Ein Teil seiner Worte schienen von den Flammen aufgesaugt zu werden.

Malraux versuchte, Hinterlist aus der Stimme herauszuhören, was ihm allerdings nicht gelang. »Was würdest du mit einem Templer machen, wenn er zu dir käme?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du würdest ihn ausliefern, nicht?«

»Nein!« Er schüttelte den Kopf. »Ich würde ihn erst testen. Wenn er ein guter Mensch ist, dann würde ich ihn verstecken. Ist er ein Teufel, würde ich ihn den Häschern überlassen. Du siehst, ich bin ehrlich zu dir. Jetzt kannst du die Wahrheit sagen.«

Malraux verengte die Augen. »Was heißt bei dir gut oder schlecht, Alter? Wie willst du das herausfinden?«

»Manche Templer haben ihrem Glauben abgeschworen. Das ist nicht gut, denn nun dienen sie dem Teufel.«

»Vielleicht haben sie keine andere Chance gesehen, weil sie verlassen wurden. Das ist doch möglich, damit muß man immer rechnen, oder etwa nicht?«

»Ich bin kein Templer.«

»Aber du kennst dich aus.«

»Ja, wer so alt geworden ist wie ich, der hat viel erlebt. Der hat viel gesehen, der wird oft nicht ernst genommen von den jüngeren Menschen. Aber sie vergessen, daß auch die Alten Augen haben, um zu sehen und Ohren, um zu hören. Und daß mit dem Alter eine gewisse Weisheit heranwächst, die bei den Jungen nicht vorhanden ist. Das alles sollte derjenige bedenken, der über einen älteren Menschen lacht. Ich weiß, daß etwas passieren wird, daß die Templer es nicht allein schaffen, daß sie schon längst in zwei Gruppen geteilt sind. Aber ich weiß auch, daß man sie nicht vernichten kann, denn sie werden sich wieder zusammenfinden und einen mächtigen Bund gründen.«

»Bist du ein Seher?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Nur weise, mein junger Freund. Nur eben weise…«

Malraux wurde der Mann unheimlich. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Bleiben oder verschwinden? Den Alten niederschlagen, umbringen, damit seine Spur gelöscht war? Oder sollte er es einfach darauf ankommen lassen und den Mann noch weiter testen?

»Deine Gedanken sind nicht gut, junger Freund. Laß dir gesagt sein, daß sie nichts taugen.«

»Das willst du wissen?«

»Ja, meine Weisheit sagt es mir.«

»Dann sag mir, wer ich bin.«

»Du bist auf der Flucht. Du hast irgend etwas getan, das sehr wichtig sein kann und entscheidend für dein weiteres Leben sein wird.«

»Was soll ich denn getan haben?«

»Wenn du es mir nicht von selbst sagst, dann weiß ich es auch nicht. Ich bin kein Seher.«

Malraux nickte. Dann lächelte er, überlegte dabei und hatte sich schließlich entschlossen. Er legte seine rechte Hand auf den umwickelten Dolchgriff, ohne die Waffe allerdings aus der Scheide zu holen. Statt dessen sagte er: »Ich werde dir jetzt etwas zeigen, das du als einen Beweis des Vertrauens ansehen sollst. Wenn du wirklich weise bist und viel weißt, müßtest du damit etwas anfangen können. Ja, daran glaube ich fest. Davon bin ich überzeugt.«

Bevor der alte Mann noch reagieren konnte, hatte Malraux den Dolch gezogen und ihn auf den Tisch gelegt.

Da lag er nun. Vom Schein der Kerzen umschmeichelt, der seine Umrisse aufweichte, als würde er jeden Augenblick schmelzen. Aber er blieb liegen, und der alte Mann, der seinen Kopf nach links drehte, wurde von einem derartig starken Gefühl überwältigt, daß es ihn schüttelte. Er hob seine Arme und preßte die Hände gegen die

schmalen Wangen, auf der weißer Bartflaum aussah wie Fell, und in seinem Gesicht fing es an zu zucken. Gleichzeitig schlugen seine Zähne aufeinander. Der Schüttelfrost hielt ihn fest, er war wie ein Gefängnis, und Malraux bekam Angst, einen gewaltigen Fehler begangen zu haben.

»Was hast du?«

Der Alte hörte ihn nicht.

»Gib Antwort!«

»Nein, nein…«

Malraux ließ nicht locker. »Du kennst die Waffe, nicht wahr? Sie ist dir nicht unbekannt. Du mußt sie schon einmal gesehen haben, mein Freund. Woher ist sie dir bekannt?«

Es dauerte seine Zeit, bis der alte Mann eine Antwort geben konnte. Er atmete schwer. Seine Augen glänzten naß. Hastig trank er einige Schlucke Wein. Dann senkte er den Kopf und hatte sich endlich zu einer Antwort bereit gefunden. »Es ist ein Werkzeug des Satans, ein böses Omen. Du hast den Teufel in mein Haus gebracht. Du hast es entweiht. Du bist ein Günstling der Hölle!«

Zum Glück hatte der Mann nur geflüstert, denn Malraux wollte nicht, daß andere Menschen die Worte hörten. Er hatte Mühe, sich zusammenzureißen, blieb sitzen und zeigte ein diabolisches Lächeln, bevor er sprach. »Aus dieser Sicht habe ich ihn noch nicht betrachtet. Ich weiß nur, daß der Dolch aus dem Reich der Muselmanen kommt. Er hat im tiefsten Orient seinen Ursprung gehabt…«

»Er gehört ihm!«

»Wem?«

»Dem Kalifen Harun El Basra. Die Templer haben ihn gestohlen. Sie wollten ihn behalten, sie wußten von seiner Kraft. Sie haben ihn bei einem Toten versteckt, nicht wahr?«

»Du weißt viel.«

»Ja, ich weiß viel. Ich habe gehört, wie sie sich darüber unterhielten, aber es waren die anderen Templer, die Teufelsdiener, die Baphomet-Jünger, die den Dolch in ihren Besitz bringen wollten, denn er ist verflucht. In ihm steckte das Böse. Sein Träger ist ebenfalls böse. Er denkt nur, daß er ihn beherrscht und daß der Dolch ihm gehorcht, aber er wird sich irren. Teufelswerk gehorcht keinem Menschen. Teufelswerk ist für den Leibhaftigen gemacht, nicht für uns Menschen. Es bringt uns Unglück.« Er sprach mit beschwörender Stimme. »Er wird auch dir kein Glück bringen. Deshalb gebe ich dir einen Rat. Nimm ihn, geh zu den Klippen und wirf ihn dort ins Wasser, wo das Meer am tiefsten ist.«

Malraux lächelte. Die Worte des Alten hatten ihn warnen sollen, nur hatten sie dabei das Gegenteil erreicht. Er war erst richtig heiß auf die Waffe geworden. Sicher, ihm war klar gewesen, daß er durch ihren

Besitz zu einer gewissen Machtposition gelangt war, die er auch auskosten wollte. Er lächelte auch weiterhin und bewegte seine Hand, die bisher auf der Kante des Tisches gelegen hatte, vorsichtig auf die Waffe zu. Sie kroch näher wie eine Schlange, die sich lautlos an ihre Beute heranschiebt.

Der alte Mann konnte es nicht sehen, er war erschüttert, hockte vornübergebeugt, hatte seine Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in den Händen vergraben.

Malraux lächelte noch immer. Er glich mehr einem Dämon als einem Menschen.

Der Dolch war wichtig.

Jetzt noch wichtiger als zuvor.

Er schob seine Hand weiter - und hielt sie plötzlich still. Sie lag so ruhig da wie die bleiche Klaue eines Toten, weil er gespürt hatte, daß er sie nicht mehr näher an die Waffe heranschieben mußte. Er hatte etwas gespürt.

Ihm war, als hätte sich zwischen ihm und dem Dolch eine Brücke aufgebaut. Eine geistige Brücke, die so stark war, daß sie einfach nicht mehr getrennt werden konnte.

Er und der Dolch gehörten zusammen. In seinem Kopf brauste es. Er hatte den Eindruck, als wäre eine fremde und völlig andere Kraft dabei, ihm eine Nachricht zu hinterlassen, wobei sie es nicht schaffte, durchzukommen, weil es noch zu viele Sperren gab, die erst noch überwunden werden mußten. Wenn sie einmal gefallen waren, dann konnte ihn nichts mehr aufhalten.

»Du gehörst mir«, flüsterte er, ohne von dem Alten gehört zu werden, weil dessen Schluchzen seine Worte übertönte. »Du gehörst mir und keinem anderen. Ich habe dich gesucht, ich habe dich gefunden, ich habe dich befreit, und ich will, daß du allein mir gehörst und mir gehorchst. So lange ich lebe, solange ich die Kraft habe, solange wir beide Verbündete sind. Ich will, daß du mich führst, ebenso will ich mich von dir führen lassen. Ich will, das wir eine Einheit bilden, denn wir gehören zusammen. Wir haben uns gesucht und auch gefunden. Du bist mein Retter, ich bin dein Retter gewesen.« Er hielt den Kopf leicht gesenkt und starrte die Klinge an, die sich im Licht der Kerzen verwandelt zu haben schien und noch immer so aussah, als würde sie zerfließen.

Er lächelte. Er sah nur den Dolch, er konzentrierte sich auf ihn und gleichzeitig auf etwas anderes.

Auf den Tod, auf Mord!

Die beiden Konzentrationsschübe trafen zusammen, verstärkten sich innerhalb der magischen Klinge und sorgten gleichzeitig dafür, daß seine gesamten Kräfte freikamen.

Er bewegte sich…

Es war kaum faßbar, denn er drehte sich, ohne daß er von einer Hand berührt worden wäre.

Allein durch geistige Kraft und allein durch seine Kraft. Denn er war der Besitzer.

Malraux hörte sich lachen. Nicht fröhlich und erlösend, eher hechelnd und unglaublich. Die ersten Szenen entstanden vor seinem geistigen Auge. Er kam sich vor wie jemand, der schon einen Blick in die Zukunft geworfen hatte und seine Macht erkennen konnte.

Er und die Waffe des Sultans!

Er und das Böse!

In seinen Augen tanzten die Schatten des Kerzenlichts. Er sah böse aus, ein Teufel, der menschliche Gestalt angenommen hatte und an einem normalen Tisch saß.

Er gab den ersten Befehl.

»Steig hoch!«

Der Dolch reagierte. Er schwebte plötzlich über denn Tisch und blieb in einer gewissen Höhe stehen, ungefähr gleich mit dem hinter den Händen verborgenen Gesicht des Alten.

Der Dolch kreiste.

Langsam, beinahe genußvoll. Mal zeigte seine Spitze auf Malraux, dann wieder der umwickelte Griff, der leise zu knistern schien, als würden zwischen den einzelnen Bändern Funken aufstieben.

Ein Wunder.

Ein böses, teuflisches Wunder, und Malraux fühlte sich plötzlich unbesiegbar. Dieser Dolch war alles, was er sich von seinem Leben erhofft hatte. Einen besseren und treueren Diener konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Er war einfach einmalig, er war wunderbar, er würde ihm gehorchen.

Nur seinen Gedanken folgen und all das tun, was er von ihm verlangte.

Er würde seinen Feinden schon zeigen, wer der Stärkere war. Und wo hielten sich seine Feinde auf?

Malraux wußte die Antwort bereits, und das Grinsen auf seinem Gesicht wurde noch breiter und teuflischer.

Bisher hatte er nur theoretisiert.

Dabei lag der Versuch auf der Hand.

Er richtete den Blick auf den Alten.

Er hatte ihn in sein Haus aufgenommen, er hatte ihn bewirtet, aber er stand auf der anderen Seite.

Sein Pech!

Der Dolch drehte sich noch immer. Malraux wollte ihn stoppen, und er gab ihm einen Befehl.

Die Waffe gehorchte. Sie drehte sich noch einmal, kam dann zur Ruhe und wies mit der Spitze auf den Hals des alten Mannes, der mit

einer dünnen, faltigen, sonnengebräunten Haut überzogen war, die bei jedem Schlucken zuckte, ebenso wie der Adamsapfel.

»He, Alter…«

Er hörte nicht.

Malraux spürte, wie sich im Innern der Haß gegen den Mann bildete. Daß er ihn nicht anschaute, nahm er als Verachtung und Mißachtung seiner Person hin. Das hätte er noch vor Stunden so halten können, aber nicht jetzt.

Nicht mehr…

Nie mehr!

Und er gab dem Dolch den Befehl.

TÖTE!

Die Waffe wies noch immer mit der Spitze auf den faltigen Hals des alten Mannes.

Dann zuckte sie vor.

Malraux vernahm ein leises Fauchen, als wäre Luft zusammengedrückt worden. Einen Moment später hatte der Dolch das Ziel gefunden und steckte in der Kehle des alten Mannes.

Der war nicht einmal dazu gekommen, einen Schrei auszustoßen. Blut füllte seinen Mund, dann waren die schwarzen Schatten da, die ihm den Tod brachten.

Malraux saß auf seinem Schemel und betrachtete die Szene mit kühlem Interesse. Nur als er daran dachte, welche Zukunftsaussichten ihm bevorstanden, lief ein Schauer über seinen Rücken. Er sah alles so glänzend vor sich, wie in Gold getaucht. Er hätte jubeln können, sein Inneres wurde von den Flammen der Freude umlodert.

Der alte Mann fiel zu Boden.

Er schlug auf den Rücken.

Dieser Laut weckte auch Malraux aus seiner Erstarrung. Er stand auf, umrundete den Tisch und schaute auf den Toten nieder.

Als er den Dolch aus der Wunde zog, kicherte er…

***

Malraux hatte die Hütte verlassen. Er stand in der Dunkelheit und genoß nicht nur die Kühle der Nacht, sondern auch den Wind, der sein Gesicht streichelte, als wollte er es liebkosen.

Nicht nur diese Nacht gehörte ihm, auch die Zukunft war die seinige. Er hatte jetzt die Macht, und wenn er sich geschickt anstellte, konnte er sie nicht nur verdoppeln, er würde sie verzehnfachen und verhundertfachen. Seine Gedanken drehten sich wild, und er geriet in einen regelrechten Rausch hinein, als sollte er vom Boden abheben, über die Felsen hinweg und bis auf das Meer hinausfliegen.

Es war wunderschön.

Er verließ den Ort. Irgendwann würde man die Leiche des Alten

finden und sich seine Gedanken machen, was ihn nicht weiter störte, denn ihn hatte niemand gesehen.

Nach dem Mal fühlte er sich trotz vergangener Anstrengungen kräftig genug, so lange durchzumarschieren, bis er an einen größeren Ort gelangte, wo er sicher sein konnte, zunächst einmal unterzutauchen. Um überleben zu können, benötigte er Geld oder Gold. Beides wollte er sich mit Hilfe des Dolches besorgen.

Er war jetzt sein Freund, sein Partner, und auf dem Weg durch die Nacht übte er mit ihm.

Diesmal waren keine Menschen seine Beute, sondern Tiere, die sich nicht schnell genug verstecken konnten. Er jagte Hasen, er tötete Schlangen, was ihn besonders erfreute, denn der Dolch bewegte sich manchmal schneller als sie.

Die Nacht entzückte ihn.

Immer wenn er einen Hasen erwischt hatte, nahm er den Geruch des dampfenden Bluts in sich auf, und er wußte genau, daß dieser Gestank ihn sein Leben lang begleiten würde.

Jahr für Jahr - Opfer für Opfer…

Im Morgengrauen mußte er sich verstecken, weil eine Gruppe von Soldaten den Weg passierte. Er ließ sie vorbeireiten und folgte ihnen auf der schmalen Straße. Er blieb immer so dicht hinter ihnen, daß er den von den Hufen aufgewirbelten Staub riechen konnte, was ihm allerdings nichts ausmachte. Für ihn zählte einzig und allein die Waffe. Sie machte ihn stark, so wahnsinnig stark.

Auch als die Dämmerung den Osten des Himmels heller machte, spürte er noch keine Müdigkeit.

Er fühlte sich ausgeruht, er war sich seiner Sache einfach sicher.

Hinter einem schmalen Bach, den er auf einer alten Steinbrücke überquerte, sah er die Häuser einer kleinen Stadt aufragen. Weiß und grau standen sie in einem kleinen Tal, aber auch an den Hängen, wo er einen Friedhof sah. Dicht daneben den Turm einer Kirche und nicht weit entfernt ein größeres Haus, das er sich als sein nächstes Ziel aussuchte. Wer in einem derartigen Haus lebte, der war durchaus vermögend und konnte ruhig einen kleinen Teil seines Vermögens abgeben.

Es war das Haus eines Kaufmanns.

Das hatte er nach einigem Herumfragen herausgefunden. Zwei Stunden später hielt er sich im Garten des Hauses auf, der nicht nur von einer Mauer geschützt, sondern auch von dunkelhäutigen Sklaven bewacht wurde. Sie hatten ihn kaum gesehen, nur den Dolch, da aber war es für sie bereits zu spät gewesen.

Er ging ins Haus.

Es war wunderbar kühl. Wasserteiche und Gewächse sorgten auch für diese Temperaturen und auch für Schatten. Er hatte erfahren, daß der

Besitzer des Hauses sich einige Jahre im Orient aufgehalten und einiges von dem Leben dort mit nach Frankreich gebracht hatte.

Er fand den Mann im Garten, wo er auf einer Liege lang hingestreckt lag. Ein fetter, widerlicher Kerl mit einem dicken Kugelbauch, einem Schweinsgesicht und wenigen Haaren auf dem Kopf.

Er spielte mit dem Mann.

Er zeigte ihm, zu was der Dolch fähig war. Er brauchte nicht nur zu töten, er konnte auch nur verletzen und Wunden beibringen, ganz wie es sein Besitzer wollte.

Sehr schnell schon war er reich.

Malraux hätte gern mehr mitgenommen, doch er konnte soviel auf einmal nicht tragen. Doch die Goldstücke würden ausreichen als Start für die neue Zukunft.

Noch einmal gab er seinem Dolch einen Befehl.

Der reiche Kaufmann starb mit einem letzten Wimmern auf den Lippen.

Malraux verließ das Haus. Erst jetzt, das fühlte er, stand ihm die ganze Welt offen.

Und so verschwand er aus dem Süden Frankreichs und tauchte unter. Doch seine Spuren hinterließ er doch immer wieder, auch wenn diese eben nur für Eingeweihte sichtbar waren…

***

Sir Dean Ellroy faßte das seidene Laken an den beiden Händen an und hob es hoch.

Für einen Moment schwebte es wie ein flatternder Engel über seiner toten Frau, die so bleich und starr auf seinem Bett lag, ebenfalls ein seidenes Nachtgewand trug, in dessen Mitte, genau in Höhe des Herzens, sich ein roter Fleck abmalte, denn dort hatte sie das tödliche Instrument getroffen.

Die Decke fiel nach unten.

Sie breitete sich über die gesamte Gestalt der Toten aus, als sollte Eireen aus der Erinnerung ihres Mannes gelöscht werden.

Sir Dean verließ mit schweren Schritten den gemeinsamen Schlafraum. Natürlich mit dem Gedanken an Eireen und auch daran, daß keiner seinem Schicksal entrinnen konnte.

Auch er nicht…

Er ging durch sein Stadthaus und dachte daran, wie ungewöhnlich leer es ohne Eireen war.

Er hatte das Personal weggeschickt, nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und vergrub sein Gesicht in beiden Händen. Er weinte, er weinte um Eireen, die an seiner Stelle gestorben war, denn es hatte ihn treffen sollen.

Nur weil Eireen in der Nacht das Bett gewechselt hatte, hatte sie der

Tod erwischt. Er war im Club gewesen und hatte auch dort übernachtet. Eireen hatte Bescheid gewußt und nichts gesagt. Sie hatte nie viel gesprochen, ihn aber unwahrscheinlich geliebt, ebenso wie er sie.

Jetzt war sie tot.

Umgebracht durch einen Fluch, den es eigentlich nicht geben durfte. Durch eine Waffe, die vorhanden, aber nicht zu sehen war, die durch teuflische Kräfte gesteuert wurde, und er gehörte zu den wenigen Personen, denen dies bekannt war.

Jemand hatte sie wieder hervorgeholt. Jemand wollte, daß diese Waffe eine gewisse Gruppe von ehrenhaften Männern brutal dezimierte, und er wußte, daß einige aus seiner Bruderschaft schon den Tod gefunden hatten. In den Staaten, in Asien, einer in Berlin.

Und jetzt er.

Sir Dean Ellroy atmete schwer. Er war ein hochgewachsener Mann mit schwarzgrauen Haaren, einem schmalen Gesicht und scharfen Falkenaugen, die einem anderen Menschen bis auf den Grund der Seele schauen konnten. Davon war nichts mehr übriggeblieben.

So wie er an seinem Schreibtisch hockte, wirkte er leer und verbraucht, ausgemergelt, verlassen, mehr tot als lebendig, ein Mensch, der sich in sein Schicksal ergeben hatte.

Nur dachte er nicht so sehr an sich, sondern mehr an die Bruderschaft, der er angehörte. Dieses Töten mußte gestoppt werden, es durfte nicht noch mehr Opfer geben. Bisher hatten sie es in der Bruderschaft verstanden, die Probleme selbst zu lösen. Das war nicht mehr möglich, denn die andere Seite war einfach zu stark.

Er brauchte Hilfe, sie brauchten Hilfe.

Doch wer war so stark, um es gegen diesen alten Fluch aufnehmen zu können?

Als Sir Dean aus seiner Trance erwachte, hatte er das Gefühl gehabt, erst Minuten am Schreibtisch gesessen zu haben. Statt dessen waren es mehr als zwei Stunden gewesen.

Er stand auf und zitterte so stark, daß er sich an der Lehne seines Stuhls festhalten mußte. Tief atmete er durch. Seine Kehle war ausgetrocknet, die Augen brannten vom langen Weinen. Sicherlich waren sie auch gerötet, aber das machte ihm nichts. Er war nicht mehr eitel, es lohnte sich nicht mehr.

Eireen war tot!

Wie ein brutaler Hammerschlag erwischte ihn dieser Gedanke. Seine Frau, die ihn mehr als zwanzig Jahre auf seinem Weg begleitet hatte, lebte nicht mehr. Sie war für ihn gestorben, denn ihn hatte der Tod treffen sollen.

Welcher Tod?

Er wußte es. Er kannte die Waffe, die dafür gesorgt hatte. Aber wer

würde es ihm abnehmen? Wenn er zur Polizei ging und dort erklärte, was die Ursache sein konnte, würde man ihn auslachen und wegschicken. Vielleicht sogar einsperren, nein, das war kein Fall für die Polizei, nicht für die normale.

Er ging dorthin, wo sich in der eingebauten Holzwand die gut bestückte Bar befand.

Sie enthielt nicht nur alkoholische Getränke, es standen auch Säfte und Mineralwasser bereit. Er griff zu einer kleinen Flasche Sodawasser, trank einen Schluck, und den Rest vermischte er mit einem guten alten Scotch.

Er liebte den Whisky am Abend. Der Trank gab ihm das Gefühl, die normale Welt hinter sich gelassen zu haben, aber er nahm nie mehr als zwei oder drei Drinks.

Mit dem Glas in der Hand und einem leeren Blick in den Augen wanderte er quer durch den Raum und blieb vor dem breiten Fenster stehen, um nach draußen zu schauen.

Sir Dean befand sich im ersten Stock. Eine Etage tiefer lagen die Räume seiner Anwaltspraxis, und als er durch die Scheibe schaute, da hatte er den Eindruck, in eine fremde und andere Welt zu schauen und nicht in seinen eigenen Garten.

Es war sowieso ein trüber, naßkalter Februartag, der auf die Stimmung der Menschen drückte. Da blieb man am besten zu Haus oder in seinem Büro. Draußen floß Nieselregen aus tiefliegenden Wolken, kroch die Feuchtigkeit in breiten Schwaden auch vom Boden her in die Höhe, trieb aus den Gullys und vermischte sich mit den langen Dunstfahnen, die an den Ufern der Themse entlangglitten, als wären sie gewaltige Geister, die das Totenreich verlassen hatten.

Der Garten schwamm in dieser dunstigen Suppe. Nebel legte sich als Schleier über die Bäume. Die alte Trauerweide am Zaun war kaum noch zu erkennen. Sie wirkte wie ein eingepackter Riesenrock, der mit seinem blättrigen Saum die Erde berührte.

Sie trauerte um Eireen.

Auch er trauerte um sie. Wieder einmal wurde ihm bewußt, daß seine Frau nicht mehr lebte. Er ballte die Hände zu Fäusten und spürte seine Fingernägel, die in das Fleisch der Ballen stachen.

Wie ein Gespenst stand er am Fenster und schaute in den grauen Tag. Natürlich hätte Sir Dean die Polizei informieren müssen. Die Leiche mußte abgeholt und untersucht werden, aber wer würde ihm schon Glauben schenken, daß seine Frau aus dem Unsichtbaren heraus ermordet worden war? Da gab es keinen. Polizisten waren Realisten, das mußten sie einfach sein. Sie hörten auch zu viele Ausreden.

Der Tod seiner Frau war keine.

Leider nicht…

Er wandte sich ab. Plötzlich zitterte das Glas in seiner. Hand. Er

trank es hastig leer. In seinem Mund breitete sich der rauchige Geschmack aus. Er spürte ihn noch, als er wieder hinter seinem dunklen Schreibtisch Platz nahm.

Er wartete.

Nur wußte er nicht, auf wen oder auf was. Er saß einfach nur da und schaute ins Leere. Sir Dean Ellroy gehörte zu den guten Anwälten in London. Er war berühmt für seinen analytischen Verstand, er hatte als Wirtschaftsanwalt Erfolge errungen, er wurde von zahlreichen Firmen und Konzernen kontaktiert. Dazu brauchte er Kraft, und es war immer wieder Eireen gewesen, die ihn dabei unterstützt hatte. Sie, die große Liebe seines Lebens.

Jetzt war sie tot.

Grausam durch eine Waffe aus dem Unsichtbaren getötet worden. Eiskalt, brutal, ohne jede Rücksicht, als sie in seinem Bett gelegen hatte. Er hatte sterben wollen, er stand als nächster auf der Liste des unseligen Fluchs aus tiefer Vergangenheit.

Sir Dean hörte sich schwer atmen. Er starrte auf seine Telefonanlage. Er mußte Hilfe holen. Allein und aus eigener Kraft konnte er sich aus diesem verdammten Geflecht nicht befreien. Es verdichtete sich immer stärker, je mehr er darüber nachdachte. Bald würden sie alle gestorben sein, und nie gab es eine Spur.

Das mußte sich ändern.

Noch hatte er Glück gehabt.

Auch ein zweites Mal?

Er konnte daran nicht glauben. Sir Dean war ratlos. Etwas, das in seinem Berufsleben nur selten passierte. Hier hatte es ihn schlagartig erwischt.

Es vergingen trotzdem noch mehr als dreißig Minuten, bis er einen Entschluß gefaßt hatte. Aus diesem Sumpf konnte er sich nicht mehr aus eigener Kraft hervorziehen. Er mußte Hilfe anfordern und sich dem Helfer auch offenbaren.

Er würde etwas über die Bruderschaft berichten müssen. Besser als ein Versprechen zu brechen, als tot zu sein.

Seine Hand zitterte trotzdem, als er den Hörer umklammert hielt. Für einen Moment, der ihm endlos erschien, kam er sich vor wie ein Verräter. Dann schüttelte er den Kopf und wählte eine bestimmte Nummer. Er kannte den Mann, den er anrufen wollte, relativ gut. Sie waren sich schon einige Male bei Clubabenden begegnet, hatten beruflich nie miteinander zu tun gehabt.

Sir Dean Ellroy wußte nur, daß dieser Mensch eine Abteilung leitete, die nur aus wenigen Mitarbeitern bestand, die jedoch sehr wirtschaftlich arbeiten sollte, wie er einmal durch Zufall in Erfahrung gebracht hatte.

Hoffentlich würde man ihm glauben.

Hoffentlich konnte der Fall gelöst werden.
Hoffentlich…
Er hörte eine weibliche Stimme. Eine gewisse Glenda Perkins fragte nach seinen Wünschen.
»Ich hätte gern Sir James gesprochen.«
»Wen darf ich melden?«

***

In unserem Dunstkreis sollte es einen Verräter geben. Einen Menschen, der überhaupt nicht auffiel, dem man auch nicht ansah, daß er zur anderen Seite gehörte, der sich versteckte, aber trotzdem ein Diener Luzifers war und der gewissermaßen eine Zweitgestalt unter der normalen und sichtbaren besaß.
Er war eine Kreatur der Finsternis!
Ich wußte nicht mehr, wie ich mich verhalten sollte, und Suko erging es ähnlich, denn wir glaubten den Worten des Mannes, der Jiri Sabka geheißen hatte und leider verstorben war.
Dennoch war es unvorstellbar.
Auf unserer langen Rückreise aus dem Norden des Landes hier nach London hatten wir ausführlich darüber gesprochen und waren zu dem Ergebnis gekommen, daß wir uns auch weiterhin völlig normal verhalten mußten, um den Verräter zu täuschen.
Konnten wir das schaffen. Waren Suko und ich Schauspieler genug? Keiner von uns wagte da, eine Antwort zu geben, und Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, hatte bereits etwas bemerkt und uns einige Male gefragt, ob etwas mit ihr wäre, weil wir sie so komisch angeschaut hatten. Zum Glück waren uns einige ausreichende Antworten eingefallen, wie »Nun ja, man hat sich lange nicht gesehen« oder »du bist ja noch hübscher geworden«, doch das hatte uns Glenda nicht geglaubt und diese Ausreden, wie sie meinte, einfach ignoriert.
Eine Person hatten wir in alles eingeweiht.
Sir James Powell, unseren Chef!
Natürlich hätte auch er der Verräter sein können, aber wir mußten einfach mit jemandem reden, und Sir James hatte sich sehr erschreckt und auch konsterniert gezeigt.
Eine Lösung konnte er uns auch nicht sagen. Wir mußten einfach da durch. Mit dem Kopf voran und an nichts anderes mehr denken. Durch und fertig.
Was konnte getan werden?
Nichts, abwarten, auf irgendeine Gelegenheit hoffen, daß sich der Verräter zeigte?
Nein, das hatte keinen Sinn. Wer sich bisher nicht offenbart hatte, würde es auch in Zukunft nicht tun.
Oder war doch alles ein Irrtum?

Es wäre zu hoffen gewesen, die großen Zweifel jedoch, die blieben bestehen.

Wie dem auch sei oder war, das Leben ging weiter, es blieb nicht einfach stehen - und unsere Arbeit auch nicht. Wir hatten einen außergewöhnlichen Job, wir jagten Dämonen der Finsternis, Geschöpfe der Hölle, die Brut aus den zahlreichen Pandämonien, aber wir beschäftigen uns auch mit magisch geführten und geleiteten Killern aus dem Unsichtbaren, denn ein derartiger Fall bahnte sich an, als uns Sir James von einem Anruf eines bekannten Anwalts berichtete.

Wir saßen unserem Chef in seinem Büro gegenüber, hatten uns die Geschichte angehört, und Sir James wartete auf Fragen. Er nickte uns sogar aufmunternd zu.

Suko stellte die erste. »Dieser Sir Dean ist dabei geblieben, daß der Mörder oder zumindest seine Waffe aus dem Unsichtbaren erschienen ist, um seine Frau zu töten?«

»Ja, Suko, ich habe ihn auch nicht davon abbringen können, so sehr ich es versuchte und nachforschte, ihm Fangfragen stellte. Er ist steif und fest bei seiner Behauptung geblieben, daß seine Frau von einer bestimmten Waffe getötet wurde, von einem alten Dolch, der nicht sichtbar ist und die Zeiten übersprungen oder überlebt haben soll.«

Suko schaute mich an. »Verstehst du das?«

Ich hob die Schultern.

Die Geste gefiel Sir James nicht. »Um darüber Aufklärung zu finden, John, und damit Sie beim nächstenmal besser reagieren können, schlage ich vor, daß Sie zu Sir Dean fahren und ihm einige Fragen stellen. Sie, Suko, möchte ich gern hier wissen, denn es kann sein, daß wir mit neuen Hiobsbotschaften rechnen müssen, jedenfalls hat Sir Dean diese nicht ganz ausgeschlossen.«

»Weitere Morde…?«

»So ungefähr.«

»Wer stünde auf der Liste?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, sorry. Nur eines steht für mich auch fest. Sir Dean weiß mehr, als er mir gegenüber zugegeben hat. Er ließ es gewissermaßen anklingen.«

»Was?« hakte ich nach.

»Da Sie hinfahren, John, werden Sie ihn das wohl selbst fragen müssen.«

»Wobei ich davon ausgehen kann, daß er auch mit offenen Karten spielt.«

»Sie werden es herausfinden.«

»Und es war nicht der erste Mord?«

»Richtig. Es gab mehrere. Daß Eireen Ellroy starb, glich mehr einem Versehen. Es hat ihren Mann treffen sollen. Auch andere Personen

befinden sich in Gefahr, und sie leben nicht alle in London, sondern auf der Welt verstreut.«

»Das kann ja heiter werden«, murmelte Suko. »Ich sehe mich schon im Flugzeug sitzen und von einem Ort zum anderen jetten.«

»Das ist Theorie. Ich glaube nicht, daß es so schlimm werden wird. Versuchen Sie Ihr Glück bei Sir Dean, John.«

»Werde ich machen.« Ich stand auf. »Ach ja, noch eine Frage. Hat er seine tote Frau abholen lassen?«

»Nein. Sie liegt noch genau dort, wo man sie umgebracht hat. Im Bett ihres Mannes.«

»Danke, Sir.«

Ich verließ den Raum und wußte selbst nicht, weshalb ich so überaus sauer war.

Es konnte daran liegen, daß mir dieser verdammte Verräter nicht aus dem Kopf ging…

***

Sir Dean Ellroy hatte es in seinem Büro nicht mehr ausgehalten, war durch das Haus gewandert und schließlich vor der Tür des Schlafzimmers stehengeblieben.

Sollte er - sollte er nicht?

Noch hatte er Zeit, von seiner geliebten Frau Abschied zu nehmen. Der Mann, den Sir James schicken wollte, würde sicherlich erst in einer halben Stunde eintreffen.

Er legte eine Hand auf die Klinke und näßte durch den eigenen Schweiß das Metall. Er schüttelte sich, weil ihn plötzliche Ahnungen und schreckliche Vorstellungen überkamen.

Was war, wenn er Eireen nicht mehr so vorfand, wie er sie einmal verlassen hatte? Wenn sie sich verändert hatte, zusammengezogen wie Gummi, verfault war wie eine uralte Leiche mit verwesten Lippen und einem furchtbaren Rachen.

Die Bilder stiegen in ihm auf. Er wischte über seine Stirn und die Augen.

Die Ahnungen verschwanden, aber Sir Dean wußte nicht, ob es mit seiner Gestik zu tun hatte.

Der Anwalt drückte die Tür auf. Er trug eine graue Hose, dazu ein weißes Hemd und spürte unter seinen Achseln den Schweiß.

Zwei hohe Fenster hatte der Raum. Das Licht drang aus verschiedenen Richtungen in das Zimmer.

Obwohl der Tag draußen trübe und regenverhangen war, kam Ellroy das Zimmer einfach zu hell vor. Er schleifte die Stores vor die Fenster. Sie waren zwar nicht sehr dunkel, aber sie filterten einen Teil des Lichts.

Er trat auf Zehenspitzen an das Totenbett heran.

Nichts hatte sich bei Eireen verändert. Sie lag noch immer so starr und bleich vor ihm. Nur der rote Fleck auf ihrer Brust schien sich vergrößert zu haben. Er sah sich die Wundränder genauer an und stellte fest, daß sie weiter auseinandergefasert waren.

Er schwieg.

Etwas drückte von seinem Magen hoch in die Kehle, um sich dort zu verändern, denn Bilder ihres gemeinsamen Lebens stiegen in ihm hoch. Szenen von schönen, fröhlichen Tagen, sogar noch aus seiner Zeit als Student, denn da hatte er Eireen bereits gekannt.

Doch auch deprimierende Bilder sah er. Eines war besonders schlimm. Er sah Eireen und sich beim Arzt sitzen und in das ernste Gesicht des Doktors schauen, der ihnen dann mit sanfter, doch sehr ernster Stimme erklärt hatte, daß es ihnen beiden nicht möglich sein würde, Kinder zu bekommen.

Es lag an ihm, und diese Tatsache hatte sie beide erschüttert, denn sie waren sehr kinderlieb: Sie hatten auch mit dem Gedanken gespielt, welche zu adoptieren, doch es war ihnen immer wieder etwas dazwischengekommen, dann hatten sie es letztendlich aufgegeben und sich um die Kinder aus der Verwandtschaft gekümmert. Die Nichten und Neffen waren von ihnen verwöhnt worden. Was würden sie zum Tod ihrer Tante sagen.

Er hörte sich seufzen und merkte erst danach, daß Tränen an seinen Wangen herabrannen.

Er wischte sie weg.

Den Blick der starren Augen konnte er nicht ertragen. Obwohl darin nichts zu sehen war, hatte er das Gefühl, sie würden ihm eine Anklage entgegenschicken und ihm die Schuld daran geben, daß seine Frau ums Leben gekommen war.

Er nahm sie auch auf sich. Wäre er im Haus geblieben und nicht über Nacht in den Club gegangen, um gewisse Probleme noch auszudiskutieren, wäre ihm das alles erspart geblieben.

So aber nicht.

Er beugte sich herab und schloß seiner Frau die Augen. Die Geste hatte etwas so Endgültiges an sich, daß sie ihn tief erschütterte und er sich vom Anblick der Leiche wegdrehen mußte. Er konnte es nicht mehr ertragen, auf Eireen zu schauen.

Er ging, und sein Blick fiel zwangsläufig auf den großen Wandspiegel. Dean blieb stehen.

Schaute ihn ein Fremder an?

Nein, das war er und kein anderer. Nur hatte er sich schrecklich verändert. In kurzer Zeit war er um einige Jahre älter geworden. Sein Gang, auf den er früher so stolz gewesen war, konnte er nicht mehr als kraftvoll und federnd bezeichnen, auch seine Haltung sprach über seinen Zustand Bände.

Die Schultern eingesunken, den Kopf nach vorn gebeugt, eine urschlechte Haltung.

Sie kümmerte ihn nicht. Ohne Eireen - und sie waren beide stolz auf sich gewesen - hatte alles keinen Sinn. Sein Leben würde sich ändern, es würde eine Kurve bekommen, und er würde sich - das stand für ihn schon fest - aus dem Geschäftsleben zurückziehen. Er hatte genügend Vermögen angesammelt, um sich dies leisten zu können. Doch was sollte er in seinem Haus auf Ibiza ohne Eireen?

Da würde es leer sein, so leer und doch vollgepfropft mit Erinnerungen. Er würde sich einen Käufer dafür suchen und nie mehr hinfahren.

Der Spiegel war groß genug, um auch einen Teil des rückwärtigen Zimmers überblicken zu können.

Dort standen die beiden Betten, dort lag auch Eireen.

Er schloß die Augen.

Er wollte sich nicht sehen, er wollte auch keinen Blick auf die Tode werfen. Er würde noch einmal all seine Energie brauchen müssen, um den Killer zu stellen.

Die Waffe aus dem Unsichtbaren. Den verfluchten Dolch des Kalifen Harun El Basra, der längst hätte vernichtet werden sollen. Dann wären Eireen und einige andere aus der Bruderschaft noch am Leben.

Die Bruderschaft!

Sie war das Problem, sie war auch das Hemmnis, weil jedes Mitglied ein Gelübde abgelegt hatte, über gewisse Dinge zu schweigen. In der letzten Zeit aber waren sie zu einer Bruderschaft des Todes geworden, keiner war mehr sicher - keiner.

Mit geschlossenen Augen wandte er sich nach rechts und schaute erst wieder normal, als er einige Schritte vom Spiegel entfernt war und sich nicht mehr selbst sehen konnte.

Er ging durch die Tür.

Ein Blick auf die Uhr. Für kurze Zeit verschwanden die Zahlen vor seinen Augen.

Der Mann vom Yard würde gleich kommen. Sir James hatte jemand geschickt, dessen Name er kannte.

John Sinclair!

Ein Oberinspektor, jemand der sich auskannte im Kampf gegen die unheilvollen Mächte der Finsternis. Er würde das Grauen möglicherweise stoppen können. Um es aber zu schaffen, benötigte er Hintergrund-Informationen, und deshalb würde Ellroy sein Gelübde noch einmal brechen. Der Bruch ging immer tiefer.

Der Weg führte ihn zurück ins Arbeitszimmer. Er wollte nicht in den großen, gemütlichen Wohnraum, denn dort befanden sich zu viele Erinnerungen an seine tote Frau.

Im Arbeitszimmer nahm er wieder hinter dem Schreibtisch Platz und

schaute auf die moderne Kommunikationsanlage, die im krassen Gegensatz zu dem Möbelstück aus dem Spätbarock stand.

Es war alles vorhanden. Er konnte telefonieren, ohne den Hörer aufzunehmen, er konnte auch durch den Raum wandern und sprechen, damit der andere Partner ihn hörte. Vom Schreibtisch aus konnte er auch die Tür unten öffnen und den Besucher nach oben bitten.

Zusätzlich stand ihm ein Monitor zur Verfügung, der das Bild im Flur übertrug.

Ein großes TV-Gerät und ein Videorecorder standen ebenfalls in seinem Arbeitszimmer. Es konnte durch die Fernbedienung eingeschaltet werden.

Alles war perfekt, alles war okay, nur jetzt nicht mehr. Sie war tot, Eireen lebte nicht mehr.

Er ballte die Hände zu Fäusten und trommelte damit auf die Schreibtischplatte. Er konnte es noch immer nicht fassen. Der Tod war so etwas von grausam, wenn er nicht natürlich war und brutal in das Leben einschnitt.

Etwas streifte seinen Nacken.

Zuerst fiel es ihm nicht auf, doch als der Luftzug von der anderen Seide her zurückkehrte, wurde er doch aufmerksam, und über seine Haut strich ein Schauer.

Durchzug?

Nein, Fenster standen ebenso wenig offen wie Türen. Dieser Luftzug mußte eine andere Ursache haben.

Sir Dean blieb sitzen. Steif, unnatürlich, seine Hände flach auf die Schreibtischplatte gedrückt. Er lauschte, sein Körper war zu einem sensiblen Sensor geworden, der alles registrierte, was in seiner unmittelbaren Nähe geschah.

Es war keiner da - oder doch?

Hinter ihm befand sich eine freie Fläche. Das Regal mit den Büchern begann erst einige Yards weiter.

Ein Geist?

Der Geist einer Toden?

Eireens?

Diese Fragen hämmerten auf ihn ein. Er konnte sich keine Antwort geben, er wollte es auch nicht wahrhaben. Es war unmöglich. Wenn er ehrlich war, sollte er dieses Word besser aus seinem Repertoire streichen. Auch ein Fluch wie der des Dolchs mußte von einem normal denkenden Menschen als unmöglich angesehen werden.

Nein, nein, da war etwas faul.

Jetzt hätte er sich hochdrücken und aufstehen müssen, aber er blieb sitzen, als wäre der Stuhl eine mit Leim bestrichene Klebefläche.

Wieder der Luftzug!

Diesmal vor ihm, direkt über dem Schreibtisch und auch viel stärker, als bei den ersten beiden Malen.

Er schaute hoch. Ruckartig hatte er den Kopf bewegt und die Augen geöffnet.

Nichts zu sehen.

Eine Täuschung?

Nein, auf keinen Fall. Nicht beim dritten Versuch. Er hatte sich nicht getäuscht, nie und nimmer.

Warten und Lauern auf eine Wiederholung, obgleich er sich tief in seinem Innern davor fürchtete.

Längst hatte ihn die Angst überfallen und legte sich wie ein Reif um seine Brust. Sein Arbeitszimmer war groß angelegt worden, es gab genügend Platz, aber jetzt waren die Wände nicht mehr so weit von ihm entfernt. Sie rückten zusammen, sie kamen von verschiedenen Seiden, um für ihn einen Sarg zu bilden.

Ellroy atmete schwer. Schweiß lag auf seiner Stirn. Er rann in Tropfenbahnen nach unten.

Mühsam hob der Anwalt den Kopf. Luft, dick wie Watte, umgab ihn, und sie erschwerte sein Atmen.

Noch blieb er hocken.

Der Speichel schmeckte nach Galle. Auch ein Zeichen, daß in seinem Inneren etwas nicht stimmte.

Der Luftzug.

Diesmal so stark und kräftig, daß er sogar das Fauchen vernahm. Dabei blieb es nicht, denn das Geräusch wehte nicht an ihm vorbei. Es blieb praktisch vor ihm stehen.

Direkt über seinem Schreibtisch vernahm er es noch einmal. So, als würde die Luft zusammengepreßt und durch den zuletzt verbliebenen Spalt etwas hervorschleudern.

Da war auch was.

Ein Gegenstand - lang, spitz und schimmernd!

Es war der Dolch aus dem Unsichtbaren, der auch seine Frau Eireen getötet hatte…

***

Jetzt bist du dran!

Es schoß ihm durch den Kopf, und Ellroy wunderte sich darüber, wie wenig Angst ihm diese Tatsache einjagte. Eireens Verlust hatte ihn doch zu einem anderen werden lassen.

Er schaute den Dolch an.

Ja, das war er. So war er in den alten Schriften beschrieben worden. Die Waffe des mordlüsternen Kalifen, die ihm erst durch den Einsatz der Templer entrissen worden war.

Sie hatte keinen besonders wertvollen oder verzierten Griff, wie es

bei Waffen üblich war, die mächtigen Herrschern gehörten. Er war beinahe schlicht. In dieser Schlichtheit aber steckte die gewaltige Gefahr, denn Ellroy wußte sehr wohl, mit was der Griff dieser Waffe umwickelt worden war.

Er rührte sich nicht!

Seine Augen brannten, der Dolch verschwamm vor seinen Augen. Er hatte seine Hände noch immer auf der Schreibtischplatte liegen, die Finger leicht gekrümmt, um sie im nächsten Augenblick anzuheben. Sein Blick fiel auf einen nicht weit entfernt stehenden Zettelblock. Die Tatsache wiederum regte sein Gedächtnis an. Wenn er schon starb, dann wollte er Sinclair eine Nachricht hinterlassen.

Blitzschnell griff er nach einem Blatt Papier. Mit der anderen Hand nahm er den Kugelschreiber.

Der Dolch bewegte sich nicht. Wie aufgehängt schwebte er in der Luft, ein schauriges Mobile.

Und Ellroy schrieb, ohne die Waffe aus den Augen zu lassen. Dabei hoffte er, daß der andere auch seine Schrift lesen konnte, denn er kritzelte nur noch. Er war einfach zu aufgeregt.

Die Waffe wartete. Sie verhöhnte Ellroy, der nicht nachließ und sich dabei wahnsinnig zusammenriß. Jeden Kritzelstrich begleitete er mit einem Keuchen. In diesen schrecklich langen Sekunden wirkte er wie ein Veränderter, verglich man ihn mit dem, was er vorher einmal gewesen war und wie er sich verhalten hatte.

Erst als die Miene über das Holz kratzte, riß ihn dieses Geräusch aus seiner Schreibtrance. Die Spitze des Schreibers rutschte noch über die Schreibtischkante hinweg, seine Hand fiel nach unten, er konnte sie nicht stoppen und drückte den Kuli in seinen Oberschenkel. Der Schmerz machte ihn wieder »wach«.

Er schaute hoch.

Er nahm auch die Arme wieder hoch und legte die Hände auf den Schreibtisch, wo er die Rechte umdrehte. Er wollte nach dem Papier fassen und es dann in seine Hosentasche stecken, damit es nicht verlorenging.

Der Dolch bewegte sich. Er zitterte leicht, als suchte er sich aus, wo er treffen wollte.

Ellroy hielt das Papier zwischen seinen Fingerspitzen, um es auf die Handfläche rutschen zu lassen, damit er es zu einem Klumpen zusammendrücken konnte.

Da raste der Dolch nach unten!

Ellroy sah nur die Klinge, die sich in einen Blitz verwandelte, und er wollte die Hand blitzschnell zurückziehen, was er nicht schaffte.

Die Waffe war schneller!

Treffer!

Er schrie, als seine Hand durchbohrt wurde. Er dachte an nichts,

nicht einmal daran, daß seine Hand möglicherweise auf der Schreibtischplatte festgenagelt werden konnte. Er hielt den Blick gesenkt, schaute auf den Griff und auf die Hand, wo er das Blut sah. Es bildete ein Rinnsal auf der Fläche, spritzte aber nicht hoch. Die Szene war so verrückt, so außergewöhnlich, daß er sie nicht einmal nachvollziehen konnte und auch nicht reagierte.

Sein Gehirn war leer. Es gab keine Gedanken mehr. Es war einfach zu verrückt.

Aber seine Nerven reagierten noch. Ellroy spürte genau, wie sich die Klinge bewegte.

Nur kurz, dann zog sie sich ruckartig aus dem Fleisch zurück.

Jetzt schoß das Blut hervor.

Jetzt jagte der Schmerz durch seine Hand. Hinein in den Arm, bis zur Schulter. In seinem Gehirn explodierte er, gab den Zellen einen entsprechenden Befehl, und von den Lippen des Anwalts löste sich ein gellender Schrei.

Die Umgebung verschwand vor seinen Augen, sie ballte sich zusammen. Nebel zog auf, er war rot, aber in ihm schimmerte wie ein Ausschnitt die Waffe mit der jetzt blutigen Klingenspitze.

Ellroy glaubte sogar, so etwas wie ein leises Lachen und flüsternde Stimmen zu hören, das aber bildete er sich wohl nur ein. Es floß immer mehr Blut aus der Wunde, verteilte sich auf seinem Handteller und kroch über den Rand.

Der Dolch visierte ihn an.

Ellroy vergaß den Schmerz, als er den Weg der Waffe verfolgte, die sich noch einmal drehte, bevor sie zur Ruhe kam. Sie zielte abermals auf ihn.

Sie hatte seinen Kopf ins Visier genommen.

Noch ein Stück nach unten.

Halshöhe!

Sie würde vorschießen und ihn durchbohren. Ellroys Chancen lagen auf dem Nullpunkt.

In diesem Augenblick schellte es!

***

Das Geräusch kam ihm vor wie ein mächtiges Reißen, das die Stille auseinanderzerrte. Es war so unnatürlich, so anders, obwohl es zum normalen Tageslauf gehörte.

Der Dolch blieb in seiner Haltung. Er drückte sich weder vor noch zurück.

Er lauerte…

Ellroy hörte sich stöhnen und wunderte sich gleichzeitig über sich selbst, daß er es schaffte, die linke Hand zu bewegen und die Sprechanlage einzuschalten.

War das die Chance? Oder würde ihm die unheimliche Waffe keine mehr lassen?

Sie war weg. Er hatte nur ein Fauchen gehört, noch ein helles Zucken, dann war es vorbei.

Ellroy lachte, schrie, schaute auf seinen Schreibtisch, wo sich das Blut ausgebreitet hatte, und dann auf seine Handfläche mit der tiefen Wunde, die einfach schrecklich aussah.

Aber er hatte noch eine gesunde.

Mit ihr stellte er den Kontakt her. Im Bewußtsein, daß ihm das Klingeln des Besuchers das Leben gerettet hatte.

Davon ahnte ich natürlich nichts, als ich mein Ziel erreichte und anerkennend den Kopf schüttelte, das Stadthaus mit der viktorianischen Fassade betrachtete, das breite Fenster aufwies, in der ersten Etage sogar zwei Erker, aber mit all den modernen Kommunikationseinrichtungen im Bereich des Eingangs ausgestattet war, über die auch ein moderner Industriebetrieb verfügte. Ich sah eine Kamera, die den Eingangsbereich überwachte, und ich las auf einem großen Schild, daß in diesem Haus noch mehrere Firmen ihren Sitz gefunden hatten. Der Anwalt Ellroy residierte im Erdgeschoß in der ersten Etage. Unten lag die Praxis.

In die wollte ich nicht. Er würde mich in seiner Privatwohnung erwarten, und ich schellte dort.

Die Haustür bestand aus dunklem Holz, war sehr stabil gebaut. Über Geschmack läßt sich ja praktisch streiten. Mir gefiel der Marmor nicht, mit dem die Türnische ausgebaut worden war. Er zeigte eine graue Farbe mit schwarzen Einschlüssen, die sich wie Adern durch das Material zogen.

Es dauerte etwas, als mir aufgedrückt wurde. Ich betrat einen breiten Flur, fand auch hier den Marmor wieder, angestrahlt von einer indirekten Beleuchtung, sah einen Oldtimer-Fahrstuhl, auf den ich jedoch verzichtete und dafür die Treppe hochstieg.

Auch sie bestand aus Marmor.

Ellroy gehörte sicherlich nicht zu den Ärmsten. Er war auch Eigentümer des Hauses, hinter dem sogar noch ein Garten lag.

Ich lief ziemlich schnell, dann noch flotter, weil ich einfach den Eindruck hatte, daß etwas nicht stimmte. Durch die Wechselsprechanlage meldete sich auch niemand.

Ein ungutes Gefühl überkam mich, deshalb nahm ich auf dem zweiten Treppenabsatz mehrere Stufen zugleich.

Eine große breite Tür bildete den Eingang zu den Privaträumen des Sir Dean Ellroy. Sie sah geschlossen aus. Als ich näher kam, entdeckte ich, daß sie spaltbreit offen stand.

Ich stieß sie auf.

Ein breiter Flur mit genügend Platz. An der Decke zwei wertvolle,

lüsterähnliche Lampen. Holz an den Wänden, so blankgeputzt, beinahe schon wie Spiegel.

»Mr. Ellroy?«

Keine Reaktion.

Verdammt, da war etwas nicht in Ordnung.

Ich rief den Namen noch einmal und zog dabei meine Beretta. Sicher war sicher.

Ich bekam wieder keine Antwort.

Er mußte irgendwo sein. Mir standen mehrere Türen zur Auswahl. Dann hörte ich einen Ruf.

Nicht laut, auch nicht fordernd, er glich mehr einem Sprechen, das durch Stöhnen untermalt worden war.

Meine Nackenhaare kitzelten plötzlich, als ich den Schauer spürte. Ich drückte die Tür auf.

Da sah ich ihn. Er saß an einem großen Schreibtisch, war in sich zusammengesunken und hatte den Körper trotzdem nach vorn gedrückt, aber er drehte sich nicht um, obwohl dies normal gewesen wäre, wenn ein Besucher eintrat.

Ich war noch zu weit weg, um Einzelheiten erkennen zu können. Aber das Gefühl der Furcht war geblieben.

Ich ging vor.

Lautlos, denn meine Füße versanken in einem Teppich mit chinesischem Muster.

Dann stöhnte er.

Und da sah ich das Blut!

Es hatte sich rund um die Hand des Mannes verteilt, die mit dem Rücken den Schreibtisch berührte.

Ich sah noch etwas Weißes auf der Fläche kleben, das mich an Papier erinnerte, dann stand ich an der Querseite des Möbelstücks und hatte Mühe, eine Bemerkung zu unterdrücken.

Die Hand, die Wunde, das Blut. Ich war sicher, daß er sich die Verletzung nicht selbst beigebracht hatte.

Ich stellte nur eine Frage. »Wo ist das Bad?«

»Letzte Tür links.«

Ich rannte hin. Der Raum war geräumig, schick eingerichtet, aber dafür hatte ich keinen Blick. Ich zerrte die Tür eines schwarzen Schranks auf, schaute in die Fächer, sah Handtücher, die zusammengefaltet in den Regalen lagen, und entdeckte in der oberen Hälfte eine Hausapotheke. Bevor der Mann in ärztliche Behandlung kam, mußte ich ihm einen Notverband anlegen.

Sir Dean Ellroy saß noch immer auf dem Stuhl. Er atmete schwer. Schweiß schimmerte auf seinem Gesicht. Hin und wieder zuckten die Finger seiner verletzten Hand. Die andere hatte er zur Faust geballt, als wollte er sich durch diese Geste selbst Mut zusprechen.

Ich zog das Papier hervor, tupfte viel Blut weg und konnte die Wunde sehen.

Sie war nicht so tief, wie ich befürchtet hatte. Die Waffe war in der Hand steckengeblieben und hatte sich nicht gegen die Schreibtischplatte genagelt.

»Okay, Mr. Ellroy, ich werde Ihre Hand verbinden, später werden Sie einen Arzt aufsuchen müssen.«

»Sicher…«

Er hatte die Augen geschlossen. Er ließ alles widerstandslos über sich ergehen, nur einmal zuckte er zusammen, als ich die Wunde desinfizierte. Die entsprechende Flüssigkeit hatte ich in der Hausapotheke gefunden.

»Sie haben Glück gehabt«, sagte ich.

Er nickte nur. »Eireen ist tot.«

Ich wußte, wer Eireen war, sprach ihm nicht mein Beileid aus, weil ich den Eindruck hatte, daß er es nicht wollte. Statt dessen fragte ich, wo ich sie finden konnte.

Ellroy erklärte mir den Weg.

»Ich bin gleich wieder zurück.«

Im Schlafzimmer empfing mich die Stille und auch die Kälte des Todes. Es ist immer etwas Besonderes, wenn man einen Raum betritt, in dem ein erst kürzlich Verstorbener liegt. Man hat stets das Gefühl, daß der Geist des Verstorbenen noch immer hin und her wandert, um den Lebenden noch einen letzten Abschiedsgruß zu geben.

Die Vorhänge waren zugezogen worden. Es herrschte ein ungewöhnlich milchiges Licht, das noch seinen Weg durch den Stoff fand.

Die Tote lag im Bett. Die Augen hatte sie geschlossen. Auch bei ihr sah ich das Blut. Es umrandete eine Wunde in ihrer Brust, die ich mir genauer anschaute.

Nun, ich bin kein Arzt, kann aber Stich- von Schußwunden unterscheiden. Eireen Ellroy war durch eine Stichwunde ums Leben gekommen. Ein Messer hatte sie erwischt.

Ich dachte an ihren Mann, dessen Hand ebenfalls von einem Messer verletzt worden war. Das hatte er mir zwar nicht gesagt, ich wußte es auch so.

Ich schluckte. Was steckte dahinter? Welch eine schreckliche Magie war hier zum Vorschein gekommen, um so brutal zuzuschlagen? Ich fand keine Antwort.

Leise verließ ich den Raum.

Sir Dean Ellroy fand ich am selben Platz. Er hatte es jedoch geschafft, sich die Whiskyflasche zu holen und einen Drink einzuschenken. Das Glas hielt er in der linken Hand.

»Den Schluck brauche ich jetzt, Sinclair. Sie sind es doch, nicht

wahr?« Ich nickte.

»Ich brauche ihn, weil ich weiß, daß der Schmerz doppelt zurückkehren wird. Der körperliche und auch der seelische. Fragen sie mich nicht, welcher schlimmer ist.« Er trank die Hälfte.

Ich hatte die Wunde durch ein Spray vereist. Es hielt nicht mehr als zwei Stunden vor, dann würden die Schmerzen in der Hand wieder zurückkehren.

Hart stellte Ellroy das Glas ab. Bei dieser Bewegung hatte ich den Eindruck, als würde er wieder auftanken und einen Teil seiner alten Energie zurückholen. »Danke, Mr. Sinclair, danke. Wenn Sie nicht gekommen wären, wäre ich nicht mehr am Leben, wobei ich mich frage, ob das so schlimm gewesen wäre.«

»Es ist immer besser, wenn man lebt.«

»Das sagen Sie.«

»Dabei bleibe ich auch.« Ich setzte mich ihm schräg gegenüber an die Kante des Schreibtisches.

»Bevor ich sie zu einem Arzt bringe, möchte, ich von Ihnen gern Einzelheiten wissen. Sie müssen mir berichten, was hier vorgegangen ist.«

Er schaute mich an. »Ein Mordversuch.«

»Richtig. Doch wer hat sie töten wollen?«

»Ein Dolch!«

»Und wer hielt ihn?«

»Keiner«, flüsterte er. »Die Waffe wurde von keiner Person gehalten, Mr. Sinclair. Sie war plötzlich da. Sie kam aus der Luft, aus dem Unsichtbaren. Materialisation nennt man so etwas, glaube ich. Der Dolch war plötzlich da. Er stieß zuerst in meine Hand, dann wollte er meine Kehle durchbohren, aber da kamen Sie.«

»Ist das alles?«

»In groben Zügen.«

Mir war es zuwenig, und ich verlangte von ihm die entsprechenden Einzelheiten. Er sollte mir alles berichten, seine Beobachtungen aufzählen, und erst dann wollte ich etwas unternehmen.

Das tat er auch. Ellroy redete, während er auf die Blutlache auf seinem Schreibtisch schaute, als wäre sie ein Orakel, das ihm alle wichtigen Informationen gab.

Was er mir erzählte, klang verdammt unwahrscheinlich. Nur war ich das gewohnt, Unwahrscheinliches zu hören und auch damit zurechtzukommen, so daß ich auch seine Geschichte hinnahm.

»Das ist es dann gewesen«, flüsterte er. »Für mich ist am schlimmsten, daß sie Eireen erwischt haben. Sie hatte mit alldem doch nichts zu tun, verdammt!«

»Womit nichts zu tun?«

»Mit mir.« Er nickte sich selbst zu. »Mit mir und meinem

verdammten Schicksal.«

»Darüber muß ich mehr wissen.«

Er lehnte den Kopf zurück, öffnete den Mund und holte sehr laut Atem. »Ich weiß es Mr. Sinclair, daß Sie mehr darüber wissen müssen. Ich weiß es genau.«

»Na und?«

»Aber ich kann nicht reden.« Er senkte seinen Kopf wieder und schüttelte ihn.

»Das verstehe ich nicht. Weshalb können Sie nicht reden? Wen wollen Sie schützen?«

»Ich darf nicht.«

Das ging nicht in meinen Kopf. Ich hatte mir den Anwalt kooperativer vorgestellt. »Verdammt, Sir, hören Sie mir mal für einen Moment genau zu. Ihre Frau ist getötet worden. Sie sind nur haarscharf einem Mordanschlag entgangen. Das sind frappierende und einschneidende Tatsachen. Was hindert Sie daran, sich mir zu öffnen?«

»Es ist ein Gelübde.«

»Wie schön. Gilt es noch dann, wenn Morde passiert sind? Fühlen Sie sich da auch an Ihr Versprechen gebunden? Wenn ja, kann ich darüber nur den Kopf schütteln.«

»Ich weiß ja, daß es schwer zu begreifen ist.«

»Und Sie haben es schon gebrochen.«

»Verstehe, Mr. Sinclair. Ich habe Ihnen Bescheid gesagt und eine fremde Person hineingebracht.«

»So ist es.«

Ellroy überlegte. Er ließ sich Zeit damit. Es arbeitete in ihm, das konnte ich sehen. Er schluckte, er bewegte die Stirn, auch an seinen Wangen zuckte es. »Ich kann die Bruderschaft nicht verraten, Mr. Sinclair. Wir müßten erst gemeinsam abstimmen, wo wir uns öffnen sollen. Aber Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß ich mich bereits geöffnet habe. Ich habe Teile verraten. Ich bin auf dem Weg, einem Fremden hineinschauen zu lassen, denn ich will nicht, daß noch mehr Morde geschehen. Einige sind schon passiert. Nicht hier, woanders, denn unsere Bruderschaft ist über den Erdball verteilt. Wir halten zusammen. Wir wollen versuchen, gewisse Tugenden wieder aufleben zu lassen, die in der Vergangenheit große Wertmaßstäbe besessen haben. Wir sind alle sehr begütert. Wir haben gesammelt, wir haben gespendet, ohne daß etwas an die Öffentlichkeit geriet. Wir arbeiten im Geheimen. Wir treffen uns zu Gebeten und zu Diskussionen. Aber auch zu Forschungen.«

»Was forschen Sie, Mr. Ellroy?«

Er hob die Schultern. »Ich erwähnte ja bereits, daß für uns die Vergangenheit wichtig ist.«

»Die ist aber gewaltig«, hielt ich ihm vor.

»Das weiß ich, das wissen wir. Deshalb haben wir uns auch nur einen Teilbereich vorgenommen. Wir wissen aber auch, daß wir nicht einmalig sind, daß es Menschen gibt, die ähnlich denken wie ich, die sich sogar intensiver mit dieser Forschung beschäftigten, die sich dem früheren Leben des Ordens annähern, aber uns ist ferner bekannt, daß es noch eine dritte Gruppe gibt, die die langen Jahrhunderte überlebt hat. Eine Gruppe, die töten will, die den Haß sät, Sie verstehen…?«

»Sehr gut sogar«, erwiderte ich, wobei ich mir ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

Das wunderte ihn. Ellroy schaute mich erstaunt an. »Sie reden, als wären Sie informiert.«

»Ich kann nur raten, glaube aber, mit meiner Vermutung richtig zu liegen.«

»Dann reden Sie!«

»Es sind die Templer«, sagte ich nur.

***

Sir Dean Ellroy gab mir keine Antwort. Er zeigte auch nicht, ob er überrascht war oder nicht. Er saß einfach da und dachte nach. Ich ließ ihm auch die Zeit.

»Stimmt es?« fragte ich nach einer Weile.

»Sie wissen viel, Mr. Sinclair. Ich wundere mich darüber. Es gibt nur wenige Menschen, die darauf gekommen wären. Schließlich laufen Templer nicht herum und geben ihr ›outing‹ bekannt.«

»Das ist richtig, Mr. Ellroy. Aber seien Sie versichert, daß Sie bei mir an der richtigen Adresse sind. Ich kenne die Templer. Ich habe oft mit ihnen zu tun. Mir sind die Probleme bekannt. Ich bin auch ein Freund dieser Gruppe. Ich habe selbst Freude unter ihnen. Unter den Menschen, die so leben, wie es vor langer Zeit die Templer taten. Natürlich nicht genauso, das ist klar. Aber sie wissen sehr gut, daß es die zweite Gruppe um Baphomet gibt, daß diese versucht, alle Macht zu übernehmen, so daß der Zwang entstand, ein Gegengewicht zu bilden. Ich möchte nicht auf Einzelheiten eingehen, sie gehören nicht hierher. Aber glauben Sie mir, daß ich schon sehr viel erlebt habe, denn auch ich habe eine bestimmte Vergangenheit.«

»Daß wußte ich nicht«, flüsterte er.

»Es ist aber so.«

»Dann stehen Sie unserer Bruderschaft nicht feindlich oder skeptisch gegenüber?«

»Warum sollte ich das?«

»Ja«, murmelte er gedankenversunken. »Warum sollten Sie das auch, Mr. Sinclair.« Er kam mit den Tatsachen noch immer nicht zurecht und betonte mehrere Male, daß er davon nichts gewußt hatte.

Es war ihm einfach zu ungeheuerlich.
Ich brachte den Fall wieder auf den Punkt. »Wer, Mr. Ellroy, sind Ihre Feinde?«
»Die anderen.«
»Baphomet?«
Er nickte zögernd. »Natürlich gibt es keinen hundertprozentigen Beweis. Ich habe ihn auch nie gesehen. Er ist für uns der Teufel, für die anderen Templer, die den falschen Pfad gewählt haben, ist er so etwas wie ein Gott.«
»Das kann ich bestätigen. Man nennt ihn auch den Dämon mit den Karfunkelaugen.«
»Auch das wissen Sie?«
Ich winkte ab. »Lassen wir das, Mr. Ellroy. Gehen Sie einfach davon aus, daß ich mit der Materie vertraut bin. Was war mit dem Dolch, der Sie verletzt hat? In welchem Zusammenhang steht er mit Ihrer Bruderschaft? Er will sie durch Morde auseinanderreißen, nicht wahr?«
»So ist es.«
»Dafür muß es einen Grund geben.«
»Ja, Mr. Sinclair, es gibt ihn. Aber er liegt tief, sehr tief in der Vergangenheit begraben. Dazu müßte ich mit der Zeit anfangen, als die Templer versuchten zu retten, was noch zu retten war. Sie wurden verfolgt. Sie wissen dann auch, daß Papst Clemens der Fünfte zusammen mit König Phillip dem Schönen die Templer vernichten wollte, um an ihre Schätze zu gelangen, denn Kirche und Staat hatten damals abgewirtschaftet. Sie waren in eine Finanzkrise größten Ausmaßes hineingerutscht.«
»Das ist mir alles bekannt.«
»Dann kann ich die Historie überspringen?«
»Sehr gern.«
»Gut, kommen wir zum eigentlichen Thema, das allerdings auch mit der Vergangenheit zu tun hat. Der offizielle Klerus konnte nicht aller Templer habhaft werden. Man hat zwar ihre Anführer offiziell verbrannt, aber das hinderte zahlreiche Templer nicht an der Flucht. Sie waren vorher gewarnt worden. Sie hatten die Zeichen der Zeit erkannt, und sie handelten wie man handeln muß, glaube ich. Sie charterten Schiffe, brachten ihre Schätze in Sicherheit, um sie in anderen Ländern verstecken zu können. Unter anderem auch in der Neuen Welt.«
»Das ist mir bekannt«, sagte ich und dachte an den Fall, den ich in Neufundland erlebt hatte. Ich wußte sogar, wo dort der Templerschatz versteckt war, und ich war sogar einer der Erben, wenn nicht *der* Erbe. Doch ich hatte mich entschlossen, den Schatz in einer Höhle auf dem Meeresgrund ruhen zu lassen. Er war ein wahnsinniges Vermögen

wert und hätte mir auch ein Vermögen gebracht. Nur hätte damit der Ärger dann angefangen, denn diese Menge konnte einen Menschen nicht glücklich machen, sondern ihn nur ins Unglück reißen.

»So nachdenklich, Mr. Sinclair.«

»Bitte, reden Sie weiter.«

»Die Templer haben auch bei den Kreuzzügen sehr aktiv mitgemischt. Sie sind ebenfalls in das Heilige Land eingefallen und haben dort auch geplündert. Sie brachten Beute mit, die sie den Muselmanen abnahmen. Darunter befanden sich auch wertvolle Stücke aus den Anfängen des Christentums, aber davon möchte ich nicht sprechen. Mir geht es um einen anderen - sagen wir - Schatz.«

»Ist es der Dolch?« fragte ich.

Sir Dean Ellroy schaute mich überrascht an. »Ja, Sie haben recht, Mr. Sinclair, darum geht es.«

»Und um seine Herkunft, nehme ich an.«

Er nickte, schaute auf seinen Verband und zerrte die Lippen in die Breite. Wahrscheinlich durchstachen ihn wieder die Schmerzen. »Darum geht es«, flüsterte er, »nur darum. Es ist die Waffe, die mit einem furchtbaren Fluch beladen wurde.«

»Gehörte sie den Templern?«

»Indirekt, Mr. Sinclair, denn sie wurde von einem der Kreuzzüge mitgebracht.«

»Sie war also eine Beute?«

»Das stimmt.«

»Und wem gehörte der Dolch?«

»Einem Ungläubigen, einem Kalif en namens Harun El Basra. Er hatte sie in seinem Besitz gehabt, ihm wurde sie weggenommen, nach Frankreich gebracht und unter Verschluß gehalten, bis zu der Seite, als sich die Templer-Verfolgung auf dem Höhepunkt befand. Man packte die Schiffe voll, nahm den Dolch mit, denn man wußte um seine Gefahr und war weise genug, ihn nicht in fremde Hände fallen zu lassen, weil er ein irrsinniges Unglück über die Menschen bringen konnte. Mord und Folter, den Tod und…«

»Was geschah mit ihm?«

»Er wurde gestohlen!«

Ich schaute Ellroy überrascht an. »Wer stahl ihn? Wie ist es dazu gekommen?«

»Von einem Schiff wurde er gestohlen. Was danach geschah, läßt sich kaum rekonstruieren. Wir nehmen an, daß diese Schiff abbrannte und vor der französischen Küste sank. Wie gesagt, das ist nur eine Annahme. Genaueres können sie nicht sagen. Dieser Dolch ist nicht gut, und er hat überlebt.«

»Sie sagen, Mr. Ellroy, das er nicht gut ist.« Während meiner Worte ging ich auf und ab. »Wenn er nicht gut ist, dann muß er schlecht

sein. Dann muß er unter einem bösen Einfluß stehen, dann muß diese Waffe magisch aufgeladen worden sein.«

»Das stimmt.«

»Und sie ist im Laufe der langen Jahrhunderte nicht vernichtet worden?«

»Nein, sie morden weiter. Der Tod meiner Frau und meine Verletzung sind dafür die besten Beispiele. Er hat sich gegen die Templer gestellt, denn seine alte Kraft lebt noch immer. Eine Kraft, auf die auch der Kalif vertraut hat.«

»Den es natürlich nicht mehr gibt.«

»Das versteht sich.«

»Wer führt ihn dann jetzt, Mr. Ellroy? Ich kann mir nicht vorstellen, daß er so etwas wie ein magisches Eigenleben entwickelt hat und dabei noch gezielt einen Plan verfolgt, indem er tötet.«

»Stimmt.«

»Also?«

Ellroy verschloß sich. Er zog sich innerlich zurück. Ich sah es ihm an und fragte mich, ob er nicht reden wollte oder konnte?

»Was wissen Sie von dieser Waffe?«

Er schaute zum Fenster. Der trübe Tag brachte ihn auf keine anderen Gedanken. »Es ist so schwer, Mr. Sinclair. Wir müssen davon ausgehen, daß dieser Dolch ein Eigenleben entwickelt hat. Er konnte sich selbständig machen.«

»Er mordet?«

»Ja!«

»Nach dieser langen Zeit? Oder sind in den vergangenen Jahrhunderten ebenfalls Morde passiert?«

»Es ist möglich, wir wissen es leider nicht. Die Morde können geschehen sein, doch wer hat sie aufgezeichnet? Wer hat darüber einen Bericht verfaßt? Wer hat Aufzeichnungen hinterlassen?« Er starrte ins Leere und sprach weiter. »Es ist da irgendeine Kraft vorhanden, die ihn bewegt. Eine sehr starke Kraft.«

»Baphomet?« fragte ich und beugte mich ihm entgegen. »Kann es die andere Templer-Gruppe sein?«

»Davon gehen wir mittlerweile aus.«

»Aber die Waffe hatte einmal einem Kalifen gehört? Wissen Sie, in welch einem Verhältnis er zu Baphomet gestanden hat? Haben Sie darüber nachforschen können?«

»Nein, Mr. Sinclair, nein. Das ist alles im dunkel der Geschichte verschwunden. Untergetaucht. Es war weg, hineingerissen in den großen Tunnel des Vergessens.«

»Der jedoch wieder aufgerissen wurde.«

»Stimmt!«

»Nur von Baphomet?«

»Wieso?«

»Ich könnte mir vorstellen, daß dieser Dämon noch jemand vor seinen Karren gespannt hat.«

Ellroy überlegte. »Das ist natürlich möglich. Aber wen? Können Sie mir einen Hinweis geben?«

Ich verneinte entschieden. »Dafür weiß ich einfach zuwenig. Ich kann Ihnen nichts sagen. Aber ich habe eine andere Frage. Wenn der Dolch damals gestohlen wurde, hat das sicherlich kein Geist getan. Es muß ein Mensch, eine Person gewesen sein. Können Sie darüber mehr sagen? Haben Sie Nachforschungen angestellt?«

Er betrachtete wieder seine Hand, als er murmelte. »Auf dieser Schiene sind wir ebenfalls gefahren. Mr. Sinclair. Wir haben uns bemüht.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

»Es ist schwer, Mr. Sinclair. Wir wissen ja, daß der Kalif ein Hasser der Kreuzritter, der Christen, gewesen ist. Dieser geheimnisvolle Dolch muß damals schon Schrecken verbreitet haben, und es ist den Templern zu verdanken, daß er aus dem Versteck gezogen wurde. Ich weiß, daß ich mich wiederhole, aber sie wollten den Dolch auch vor dem König und der Kirche in Sicherheit bringen. Aber er wurde gestohlen, er war weg, er verschwand, und seine Spur löste sich beinahe auf.«

»Beinahe nur…«

»Ja. Wir konnten nachforschen und haben uns sehr intensiv darum bemüht. Uns ging es einfach darum, in den Besitz dieser Waffe zu gelangen. Wir wollten damit viel Elend abwenden, deshalb haben wir so intensiv geforscht.«

»Zu intensiv, nehme ich an.«

»Ja«, flüsterte er, »jetzt kann ich Ihnen nur zustimmen. Zu intensiv geforscht. Es war einfach schrecklich. Es war für uns ein Herzensbedürfnis, aber wir müssen dort Kräfte geweckt haben, die sich in den letzten Jahrhunderten zurückhielten.«

»Das stimmt, denn Baphomet mußte erst noch seine Macht aufbauen. Es hat sehr lange gedauert, bis er wieder richtig Fuß fassen konnte, dann aber hatte er es geschafft. Er hat die zweite Gruppe der Templer, die Abtrünnigen, mit seiner Macht ausgestattet. Das sich in seiner Hand ein Dolch befindet, habe ich nicht gewußt. Wahrscheinlich wollte er nicht, daß es bekannt wird, deshalb versucht er, Ihre Bruderschaft zu zerstören und die Mitglieder zu töten.«

»Das denke ich auch.«

»Aber welchen Weg hat der Dolch genommen, Mr. Ellroy? Können Sie mir das sagen?«

»Ja, natürlich. Wir forschten also. Wir schauten in alten Kirchenarchiven nach, bei staatlichen Institutionen ebenfalls. Es lief

alles sehr gut, denn unsere Beziehungen öffneten uns Tür und Tor. Wir bekamen trotz allem nur Fragmente. Es war wie ein Puzzle, dessen Teile wir erst zusammensetzen mußten. Aber wir schafften es. Die Hälfte ist Wahrheit, die andere Spekulation. Der Dolch ist von einem Menschen entwendet worden, dessen Namen niemand kannte. Die Waffe allerdings hat ihm zu einer großen Macht verholfen. Als Kaufmann war er einer der großen Namen im Mittelmeer-Raum.«

»Wie hieß er?«

»Malraux!«

Ich überlegte. »Kenne ich nicht«, gab ich zu.

»Wir wissen auch nicht, ob es sein richtiger Name gewesen ist. Aber Malraux errang Macht. Er war einer der Größten, und er schaffte es, sich sogar die italienische Konkurrenz vom Leibe zu schaffen. Ich brauche Ihnen ja nicht zu sagen, wie mächtig damals die Städte Genua und Venedig auf dem Gebiet des Handels waren.«

»Und wie brache er das fertig?«

»Die Konkurrenten starben.«

»Durch den Dolch, nehme ich an.«

»Ja, man fand sie in ihrem Blut. Er kam überall hin, wo er wollte. Malraux selbst befand sich zum Zeitpunkt des Todes seiner Konkurrenten stets meilenweit von dem Ort entfernt, so daß ihm nichts nachzuweisen war und sich nur die Gerüchte hielten. Man sprach davon, daß es bei ihm nicht mit rechten Dingen zugegangen war, daß er sogar mit finsteren Mächten im Bunde stand, und davon gehen wir inzwischen aus. Er mußte sich auf die andere Seite gestellt haben.«

»Baphomet«, sagte ich.

»Davon gehen wir aus.«

»Und der Dolch!«

Ellroy zwinkerte mit den Augen. »Was ich Ihnen sage, ist noch Spekulation, obgleich sie immer mehr abnimmt. Wir sind davon ausgegangen, daß er und die Waffe eine Einheit gebildet haben. Daß sie in gewisser Hinsicht dankbar war. Er konnte den Dolch führen, ohne ihn zu berühren. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Sehr gut sogar«, murmelte ich. »Telekinese auf besonders schlimme Art und Weise.«

»Richtig!«

»Aber Malraux lebte nicht ewig.«

»Richtig!«

»Und der Dolch?« fragte ich, »was passierte mit ihm?«

»Das ist jetzt unser Problem!« flüsterte der Anwalt. »Malraux ist tot, die Waffe existiert noch. Ich habe sie selbst gesehen. Sie hat meine Frau getötet und auch andere aus der Bruderschaft. Muß ich Ihnen noch mehr sagen, Mr. Sinclair?«

»Nein, das brauchen sie nicht.« Ich nahm meine Wanderung wieder auf. Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich versuchte, so etwas wie eine Lösung zu finden, dachte daran, daß dieser Dolch noch existierte, aber nicht aus eigenem Antrieb handelte. Ich wollte es nicht wahrhaben. Da mußte es eine Kraft geben, die ihn übernommen hatte. Aber wer steckte dahinter? Baphomet?

»Ratlos, Mr. Sinclair?«

»Nein, das nicht. Ich denke nur nach. Können Sie mir den Dolch beschreiben?«

»Natürlich. Ich stand zwar unter einem wahnsinnigen Streß, aber ich habe ihn mir trotzdem lange genug anschauen können.« In den folgenden beiden Minuten lieferte er mir eine Beschreibung, der ich nicht so recht folgen konnte.

Er sah meinen erstaunten Blick und stellte verwundert eine Frage. »Glauben Sie mir nicht?«

»Doch, Mr. Ellroy, ich glaube Ihnen. Es ist nur…«, ich hob die Schultern. »Nun ja, ein Experte bin ich nicht. Aber ich habe mir schon Dolche anschauen können, die sehr alt waren. Sie waren nicht nur funktionstüchtig, sie sahen auch anders aus als normale Messer. Sie wissen, was ich damit meine. Wenn ein Herrscher, sei es ein Kalif oder König, einen Dolch besaß, dann waren diese Waffen immer etwas Besonderes und Kostbares. Sie waren extra angefertigt worden, sie bestanden aus einem wertvollen Material. Sie waren oft genug mit Brillanten und Juwelen verziert. Dieser aber nicht. So wie Sie ihn mir beschrieben haben, sah der Griff aus, als hätte man ihn mit simplem Hanf umwickelt. Das kann ich schwer nachvollziehen.«

»Wir auch.«

»Aber Sie haben den Grund herausgefunden?«

»Ich hoffe es. Das der Griff umwickelt worden war, hat etwas zu besagen. Es muß ein besonderes Material gewesen sein, kein billiger Hanf, kein einfaches Leinen, ein Material, das es wirklich in sich hat. Für mich steht fest, daß die Waffe dadurch ihre Kraft behält. Etwas anderes kann ich dazu nicht sagen.«

»Stimmt.«

»Haben Sie ein Idee?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Schon, aber sie wird Ihnen möglicherweise nicht gefallen.«

»Reden Sie trotzdem.«

»So wie Sie mir den Griff beschrieben haben, kann er auch von einem anderen Material umwickelt worden sein. Nicht von Hanf oder Leinen, sondern von einer… Haut!«

Der Anwalt sagte nichts. Er blieb starr sitzen, schaute mich an und schluckte.

»Ist das so abwegig?« fragte ich.

Er schüttelte stumm den Kopf. »Nein, nein, aber…«, Ellroy holte tief Luft. »Ich kann mir nur nicht vorstellen, wessen Haut sich um den Griff gewickelt haben könnte.«

»Das weiß ich leider auch nicht.«

»Malraux?«

»Das müssen Sie wissen, Mr. Ellroy, denn Sie haben sich mit dieser Person beschäftigt.«

»Stimmt. Nur haben wir leider nichts herausfinden können, was in diese Richtung hindeutet. Außerdem ist es durchaus möglich, daß dieses Band oder was immer es auch sein mag, schon vorher um den Griff des Dolches gewickelt worden war.«

»Kann auch sein.«

»Dann wären wir uns ja einig. Nur haben wir noch leider kein Ergebnis erreichen können. Wir stecken fest.«

»Haben Sie Pläne?«

Der Anwalt runzelte die Stirn. Er wollte nicht so recht mit der Sprache herausrücken. Schließlich gab er mir eine Antwort. »Kurzfristig schon.«

»Bitte, ich…«

»Mr. Sinclair, es ist schwer für mich. Wir müßten Sie in unseren inneren Zirkel einführen.«

»Wollen wir einen Fall lösen - oder…?« Den Satz sprach ich nicht mehr zu Ende, denn ich hatte etwas gehört.

Über mir, an der Decke.

Ein Kratzen!

Ich ging einen Schritt zur Seite, beobachtet von Sir Dean Ellroy, der eine Frage stellen wollte und sah, wie ich den Zeigefinger auf die Lippen legte.

Da schwieg er lieber…

Noch hatte ich Zeit, mein Kreuz hervorzuholen. Ich beeilte mich dabei, hielt es in der rechten Hand und testete, ob es sich erwärmt hatte. Nein, es war normal kühl geblieben.

Auch Ellroy schaute jetzt in die Höhe. Sein Blick war starr, obwohl sich die Augendeckel bewegten.

Das Kratzen wiederholte sich.

Zu sehen war nichts.

Ich hörte ein leises Fauchen, so als wäre eine Katze wegen einer Berührung leicht ärgerlich geworden.

Es klang aus der Höhe, und auch Ellroy hatte es gehört, denn er sprach schnell und zischelnd. »So hat es bei mir auch angefangen. Der… der Dolch will wieder erscheinen, er will das beenden, was er nicht geschafft hat.« Der Mann verstummte. Er sah aus, als hätte er sich am liebsten in seinen Sessel verkrochen.

»Jetzt bin ich hier«, murmelte ich.

Noch mal das Fauchen.
Diesmal an einer anderen Stelle, aber sehr gut hörbar und auch nahe der Zimmerdecke.
Einen Herzschlag später sah ich ihn.
Senkrecht stand er plötzlich über mir. Mit der Klinge nach unten, von der sich einige Blutstropfen lösten…

***

Ich konzentrierte mich allein auf die Waffe und hörte Ellroys Schrei nur nebenbei. Bevor mich der makabre Tropfen noch erwischen konnte, war ich zur Seite gehuscht.
Er klatschte neben mir zu Boden.
Dann kam der Dolch!
Die Waffe wirbelte nach unten, sie fauchte heran, sie war in diesem Augenblick das Schwert, das alles vernichten wollte. Trotz der kurzen Zeitspanne bekam ich mit, daß die Beschreibung, die mir Ellroy gegeben hatte, haargenau zutraf.
Die Klinge wollte mich.
Sie fiel und wechselte die Richtung. In Kopfhöhe jagte sie plötzlich auf mich zu, weil sie mich seitlich am Hals erwischen wollte. Sie war schnell, so verdammt schnell, aber ich riß mein Kreuz in die Höhe. Ein Versuch nur, ein Reflex, nicht mit dem hundertprozentigen Bewußtsein, ihn stoppen zu können.
Das schaffte ich auch nicht, aber der Flug dieser gefährlichen Waffe bekam eine andere Richtung.
Die Klinge drehte weg - und hieb in einen breiten Buchrücken im Regal, wo sie für einen Moment zitternd steckenblieb, dann auf die offene Tür zuraste und unseren Blicken entschwand. Ich nahm die Verfolgung auf, raste in den Flur, blieb stehen, wollte sehen, wohin die Waffe verschwunden war, doch ich bekam sie nicht mehr zu Gesicht. Wahrscheinlich hatte sie sich aufgelöst.
Ziemlich enttäuscht kehrte ich wieder in Ellroys Arbeitszimmer zurück, wo ich den Anwalt in einer anderen Haltung vorfand. Er hatte sich nach vorn gebeugt und sein Gesicht in dem auf dem Schreibtisch liegenden linken Unterarm vergraben.
Sir Dean schaute erst auf, als meine Schritte dicht neben ihm verstummten.
»Tut mir leid«, sagte ich, »aber er war schneller…«
»Ja«, flüsterte Ellroy. »Ja, verdammt, er war schneller. Er ist eben immer schneller, weil er übermenschlich ist. Er ist so verflucht stark. Wir kommen gegen ihn nicht an. Er ist ein verdammtes Wunder. Er ist eine Waffe, die uns nicht mehr gehorcht, die alle Gesetze auf den Kopf gestellt hat und die nicht aufgeben wird. Er wird geleitet, er wird sich an uns wenden, er wird erst Ruhe haben, wenn wir alle getötet sind.

Es gibt keine andere Lösung.«

Auch wenn es ihn nicht tröstete, stimmte ich ihm zu.

»Ratlos?« fragte er mich leise. »Nein.«

»Dann darf ich Ihnen gratulieren.«

»Wir sollten jetzt nur nicht die Nerven verlieren, Mr. Ellroy. Wir müssen…«

»Das sagen Sie so einfach, Mr. Sinclair. Wissen Sie denn, was das bedeutet?«

»Ja, mir ist klar, daß ich viel von Ihnen verlange. Andererseits sehe ich einen kleinen Hoffnungsschimmer für Sie, weil er mich und nicht Sie angegriffen hat. Ich stehe demnach auch auf der Liste und hoffe, daß ich mich wehren kann.«

»Sie wollen sich…?«

»Haben Sie nicht gesehen, daß er während seines Flugs die Richtung änderte?«

»Sie hielten ihm ein Kreuz entgegen.«

»Genau. Nicht nur irgendeines, sondern *das* Kreuz, das schon mehr als tausend Jahre alt ist. Aber dies würde zu weit führen, Ihnen jetzt alles zu erzählen.«

»Glaube ich auch.«

»Es kommt jetzt auf Sie an«, sagte ich. Beinahe hätte ich gelacht, als ich sein staunendes Gesicht sah.

»Wieso auf mich?«

»Können Sie es schaffen, so weiterzumachen, als wäre nichts gewesen, Mr. Ellroy? Ich weiß, daß ich sehr viel von Ihnen verlange, aber es ist unsere Chance.«

Er überlegte. »Mein Leben hat durch Eireens Tod zwar viel Sinn verloren, aber ich will, daß ihr Mörder gestellt wird. Ich werde mich Ihnen fügen, Mr. Sinclair.«

»Das ist gut, denn wir sollten versuchen, ihn in Sicherheit zu wiegen.«

»Das wird kaum klappen. Er hört alles. Ich habe den Eindruck, als wäre er nicht allein. Als befände sich jemand hinter ihm, der ihn leitet, der ihm die nötige Kraft gibt. Eine Macht, ein Geist, die alles unter Kontrolle hält, alles sieht und alles hört. Ich fürchte mich davor, mich normal zu unterhalten. Wahrscheinlich hat diese andere Macht all das mitbekommen, das wir miteinander besprochen haben.«

»Kann sein.«

»Er ist in der Nähe, und er bleibt auch in der Nähe!« flüsterte der Anwalt. Er schaute sich in seinem eigenen Büro um wie ein Fremder. »Ich fühle mich hier nicht mehr sicher.«

Das konnte ich nachvollziehen. Auch mir wäre es in seiner Situation ähnlich ergangen. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, Sir, wenn wir Ihre Wohnung verlassen?«

»Und wo dann hingehen?«

»In meinen Wagen.«

Ellroy überlegte. »Dann muß ich meine tote Frau zurücklassen«, murmelte er.

»Das weiß ich. Es ist mir klar, daß es Ihnen schwerfällt. Aufgrund der Vorgänge aber sehe ich keine andere Möglichkeit. Ich werde die Leiche Ihrer Frau später abholen lassen, im Moment aber sind andere Dinge wichtig, so schlimm es sich auch anhören mag.«

Zuerst bewegte er sich auf seinem Stuhl. Er schob ihn zurück. Dann stand Ellroy auf. Er zitterte dabei und flüsterte: »Okay, Mr. Sinclair, Sie haben recht.«

»Gut.«

Er ging mit schweren Schritten. Ich schaute auf seine Hand. Der Verband verfärbte sich allmählich rot. Nach unserem Gespräch würde ich ihn ins Krankenhaus fahren, wo die Verletzung behandelt werden konnte. Ich durfte ihn leider nicht dort lassen, weil ich ihn noch brauchte.

Der Anwalt schaute sich in seinem privaten Arbeitszimmer um, als wollte er endgültig Abschied nehmen. Ein gewisser Abschied war es, auch, denn er stand von nun an allein auf der Welt.

»Ich hole nur meinen Mantel«, sagte er, »dann können wir gehen.«

»Okay.«

Er verließ den Raum. Seine Schritte hörte ich auf dem Flur verklingen. Dann wurde es still.

Mir fiel siedendheiß ein, daß ich ihn lieber nicht allein lassen sollte, denn nach wie vor hatte es die andere Seite auf ihn abgesehen. Als ich gehen wollte, hielt mich ein seltsames Zischen zurück, das auch einer defekten Gasleitung hätte entstammen können.

Das war es nicht, denn aus dem Zischen hervor formten sich Worte, die sogar relativ klar zu verstehen waren, nur konnte ich den Sprecher nicht entdecken.

»Ich bin noch da«, zischelte es. »Ich kriege euch. Darauf könnt ihr euch verlassen! Wir werden gewinnen…«

Stille - aus - vorbei!

Ich stand da wie auf glühenden Kohlen. Schaute mich um, blickte in die Höhe, streifte jeden Winkel, ohne jedoch etwas entdecken zu können. Es blieb still.

Der Anwalt kehrte zurück.

Von meinem Erlebnis erzählte ich ihm nichts. Dieser Mann hatte schon genug mitgemacht.

Nachdenklich ging ich die Treppe hinab. Der Dolch war die eine Sache, die Stimme die andere, und ich fragte mich immer wieder, wer sich dahinter verbarg…

***

Ich hatte den Wagen dort abgestellt, wo das Parken erlaubt war. Auf einem schmalen Platz, hinter einem Geschäftshaus. Dem Anwalt ging es nicht viel besser, er hatte noch immer unter diesem Schock zu leiden, war nervös, rauchte eine von meinen Zigaretten, blies den Rauch gegen die Scheibe und beobachtete mich von der Seite her, denn ich sprach mit meinem Freund Suko und weihte ihn in den Fall ein.

Er war natürlich überrascht, daß er einen derartigen Verlauf genommen hatte, wollte natürlich als Unterstützung herbeieilen, was ich abwiegelte, denn er sollte die Stellung im Büro halten, bis ich erschien und ihm sagen konnte, wie es weiterging.

Noch wußte ich nichts, denn der Anwalt hatte nach wie vor über seine weiteren Pläne geschwiegen.

»Gut, dann werde ich warten, John, Aber ich sitze hier auf heißen Kohlen.«

»Keine Sorge, Alter, du wirst deinen Hintern schon bald abkühlen können.«

Als ich auflegte, drückte auch der Anwalt seinen Glimmstengel aus. Ich kurbelte die Scheibe nach unten, damit der Qualm entweichen und die kühle Luft hineinströmen konnte.

»Es läuft«, sagte ich.

Ellroy hob nur die Schultern. »Ja, es läuft, aber nicht in unserem Sinne, schätze ich.«

»Das kann sich ändern.«

»Wie denn?«

»Indem Sie mir sagen, Ellroy, wie es weitergeht oder weitergehen könnte.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf Ihre Bruderschaft. Sie ist doch der Mittelpunkt, um den sich alles dreht.«

»Stimmt.«

»Aus wie vielen Personen setzt sich die Bruderschaft zusammen? Ich denke jetzt an London.«

»Mit mir sind es fünf.«

»Und diese Mitglieder leben alle in London?« fragte ich, ohne mich nach den Namen der einzelnen Männer zu erkundigen.

»Das ist wahr. Zumindest im Großraum, und sie wissen auch, was sie einmal in der Woche zu tun haben.«

»Ein Treffen, nehme ich an.«

Er nickte. »Ja, an jedem Freitag der Woche, Mr. Sinclair. Und heute ist Freitag.«

»Diese Männer sind auch immer pünktlich?«

»Das müssen sie sein. Es gibt keine Entschuldigungen. Ausgenommen Krankheiten und wichtige geschäftliche Termine sowie dringende

Familienangelegenheiten.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Wollen Sie die Namen auch wissen, Mr. Sinclair?« Er fragte es so, als wäre er damit überhaupt nicht einverstanden.
»Später schon. Mich interessiert mehr der Treffpunkt. Wo verabreden Sie sich?«
»In Soho.«
»Das ist groß.«
»In einer Kirche. Sie werden Sie kennen, Mr. Sinclair. Es ist die alte Templerkirche…«
Ich sagte nichts und schwieg auch, als mich der Anwalt ansprach, weil er über mein Schweigen beunruhigt war und er sogar fragte, ob er etwas falsch gemacht hätte.
»Keine Sorge, daß haben Sie nicht.«
»Warum dann Ihr Schweigen?«
»Weil ich über die Kirche nachdenke, die mir natürlich ein Begriff ist oder mehr als das, denn dort haben mein Partner und ich vor einiger Zeit einen Fall erlebt, der ebenfalls etwas mit den Templern zu tun hatte.«
»Es gibt doch noch alte Gräber. Das heißt, in der Kirche sind die Grabplatten zu sehen.. Sie datieren aus dem dreizehnten Jahrhundert, aber sie zeigen nicht nur Tempelritter.«
»Sie sind gut informiert, Mr. Ellroy.«
»Das bleibt nicht aus.«
Ich räusperte mich, bevor ich sprach. »Wahrscheinlich werde ich Ihnen eine dumme Frage stellen, Mr. Ellroy, aber weshalb treffen Sie sich gerade in der Kirche?«
»Wir fühlen uns den Templern zugehörig. Außerdem ist die Kirche das älteste Zeugnis der Vereinigung. Sie wurde im Jahr 1185 von dem Patriarchen von Jerusalem geweiht.«
»Und Sie treffen sich dort jeden Freitag.«
»So ist es.«
»Was spüren Sie da?«
»Wenn Sie die kleine Kirche kennen, Mr. Sinclair, werden Sie auch wissen, daß Sie etwas Besonderes ist. Dieser Ort ist von einem besonderen Geist durchweht. Wir finden dort die Erfüllung. Wir schöpfen da die Kraft aus der Vergangenheit. Jeder Stein ist von ihr durchdrungen, und wir haben das Gefühl, als würden uns die längst verstorbenen Templerritter unter den Grabplatten Mut machen.«
»Das sehe ich ein.« Ich schaute durch das Fenster, sah den trüben Tag und die dünnen Dunstschwaden, die ihn durchzogen. »Sagen sie mal, Mr. Ellroy, haben Sie sich in der Templerkirche immer sicher gefühlt? Oder spürten Sie auch dort die Bedrohung. Sie wissen ja, daß die Waffe überall hinkommen kann. Es scheint für sie keinerlei Grenzen

zu geben.«

»Wir haben nie darüber gesprochen.«

»Fühlten Sie sich sicher?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und Sie persönlich?«

»Wenn ich mit meinen Brüdern zusammen war, dachte ich nie an die Bedrohung.«

»Ja, das ist verständlich. Was passierte, als Brüder von Ihnen ermordet wurden?«

»Da ging die Angst herum.«

»Die auch nicht zu stoppen war?«

»Nein.«

»Und was wollen Sie unternehmen?«

Er senkte den Kopf. »Ich habe schon etwas unternommen, indem ich mich an ihren Chef, Sir James Powell, wandte. Ich tat es aus meiner eigenen Initiative heraus. Die anderen haben davon- nichts gewußt. Sie wissen es auch jetzt nicht. Sie wissen nicht einmal, daß meine Frau von der anderen Kraft getötet wurde.« Er räusperte sich und fuhr nervös durch sein Haar. »Ich habe vorgehabt, es Ihnen am heutigen Abend mitzuteilen. Dann hätten wir noch einmal überlegen können, welche Maßnahmen wir ergreifen.«

»Sie hätten dann auch mit der Wahrheit herausgerückt?«

Ellroy nickte.

Ich schaute wieder nach draußen. »Was würde geschehen, wenn am heutigen Abend statt fünf Personen noch ein sechster mit in die Kirche käme? Haben Sie darüber nachgedacht?«

»Sie denken an sich, Mr. Sinclair.«

»So ist es.«

»Ich weiß es nicht. Es wäre ein großer Vertrauensbruch. Ich müßte die anderen vier Brüder erst einmal fragen. Wenn alle zugestimmt haben, dann erst dürften Sie mitkommen.«

»Was natürlich schwer ist, nehme ich an.«

»Ich habe es noch nicht ausprobiert. Es wäre eine Premiere. In Anbetracht der neuen Situation dürfte eigentlich niemand etwas dagegen haben.«

Der Meinung war ich auch, dachte jedoch an die Gefahren und rückte mit einem anderen Vorschlag heraus. »Wie wäre es denn, wenn Sie das Treffen ganz absagen würden?«

Der Anwalt schwieg. Er hob seine gesunde Hand,, wischte über sein Gesicht und überlegte. »Was hätte das für einen Sinn?«

»Ist schwer zu sagen. Sie befänden sich nicht alle fünf auf einmal in Gefahr.«

»Ja. Aber wir wären auch nicht mehr zusammen, Mr. Sinclair. Das sehe ich als viel schlimmer an. Überlegen Sie mal, was da ins Auge

gehen kann. Wenn jeder von uns allein bleibt, hat das verdammte Messer immer die Chance, einen von uns zu erwischen, der sich dann nicht wehren kann.«

»Sehr gut.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Ich haben meinen Vorschlag überdacht. Er hat einfach nichts getaugt.«

»Dann bleibt es dabei?«

»Sicher.« Ich drehte den Zündschlüssel, um den Rover zu starten.

»Ich fahre Sie zu einem Krankenhaus, weil sich ein Arzt die Verletzung unbedingt anschauen muß.«

»Okay.«

Als wir rückwärts aus der Parklücke gefahren waren und die ersten Pfützen auf dem Parkplatz durchrollt hatten, kam mein Begleiter noch einmal auf das Treffen zu sprechen, Er sagte: »Bitte, Mr. Sinclair, wundern Sie sich nicht, wenn Sie uns in der Kirche sehen.«

»Wieso?«

»Wir haben eine bestimmte Kleidervorschrift. Wir werden dort nicht in den normalen Straßenanzügen erscheinen, sondern in weißen Kutten mit dem roten Templerkreuz auf der Vorderseite. Wir wollten stilecht wirken, wenn Sie verstehen.«

»Und ob ich das verstehe.« Dann erzählte ich ihm von Abbé Bloch, ohne dabei den Namen des Templerführers direkt zu erwähnen, der sich, zusammen mit seinen Freunden in Südfrankreich aufhielt, nahe der Kathedrale der Angst, wo ein silbernes Skelett lag und über die Templer wachte. Ich dachte auch daran, daß ich den Abbé lange nicht mehr gesehen hatte, aber im letzten Jahr war alles so hart durcheinander gekommen, daß ich kaum an die Freunde dort hatte denken können.

Der Anwalt hatte auch von ihnen gehört, ohne allerdings etwas genaueres zu wissen.

Die Wolken hatten sich noch dichter zusammengezogen und waren auch tiefer geglitten.

Ich schlug die Richtung zum Hospital ein. Der Anwalt sprach wieder von seiner Frau. Nach den ersten beiden Sätzen überkam ihn die Trauer, und er fing an zu weinen.

Ich wußte nicht, wie ich ihn trösten sollte. Schon mehr als einmal hatte ich derartige Reaktionen bei Menschen erlebt, sie berührten mich immer wieder. Ich war eben kein abgebrühter Polizist, der nur an den Job dachte und sich über menschliche Gefühle hinwegsetzte.

Und ich dachte wieder an den Verräter, den Günstling Luzifers, der sich in unserem Umkreis aufhalten sollte.

Wer besaß eine derartig perfekte Maske, daß er uns so leicht täuschen konnte?

Ich hatte keine Ahnung, kümmerte mich wieder um meinen Begleiter und stellte fest, daß es höchste Zeit wurde, damit er in Behandlung kam, denn sein Verband war naß.
Fünf Minuten später erreichten wir das Hospital. Ich begleitete den Anwalt in die Aufnahme, und er wollte wissen, ob ich ihn abholen und wieder fahren würde.
»Ist es unbedingt nötig?«
»Nein, ich werde mich mit einem Taxi nach Hause bringen lassen, um mich dort umzuziehen.«
»Das halte ich für besser.«
»Und wo treffen wir uns?«
Ich lächelte ihn an. »In Soho«, erwiderte ich. »Und zwar an einem bestimmten Ort.« Den Namen hatte ich vor den Zeugen nicht aussprechen wollen, doch Ellroy hatte mich verstanden und nickte.
»Viel Glück«, sagte er.
Dabei war ich mir nicht sicher, ob er sich oder mich meinte. Vertragen und gebrauchen konnten wir es beide…

***

In seinen beiden Filialen hatte es Ärger gegeben, doch an den wollte Nigel Rick nicht denken. Heute war Freitag, heute war demnach sein Tag, und das wußte auch seine Frau, die es nicht gern sah, wenn er zu dem Treffen mit seinen Freunden ging, wobei er immer sehr geheimnisvoll tat, als wäre es eine Verschwörung.
Als Rick die Tür seines Wohnhauses hinter sich schloß, hatte er den Ärger in der Firma vergessen, begrüßte seine Frau mit einem Kuß auf die Stirn und schaute auf die Uhr.
»Du kommst noch früh genug«, sagte Marion Rick.
»Ja, du hast recht…«
»Aber?«
»Nichts aber. Ich habe nur noch überlegt, ob ich den Text noch einmal schreiben soll.«
»Welchen Text?«
»Ich werde den Freunden heute abend etwas zu lesen geben, das entscheidend sein kann.«
Marion sah einen Hoffnungsschimmer. »Wollt ihr euren Club etwa auflösen?« Sie sprach nur vom Club, denn der Begriff Bruderschaft war ihr nicht bekannt. Die Männer hielten ihn geheim.
»Das nicht. Vielleicht werden wir ihn aussetzen.«
»Die Treffen, meinst du?«
»Ja, für eine bestimmte Zeit.«
Marion war neugierig. »Gibt es dafür einen bestimmten Grund?«
Natürlich gab es einen, doch Nigel war nicht gewillt, ihn seiner Frau mitzuteilen. Es hatte keinen Sinn, von den Morden zu reden und von

dem Verdacht, den sie alle hegten. Er hätte seine Frau nur unnötig besorgt gemacht.

Statt dessen sagte er: »Ich gehe mich jetzt umziehen. Kannst du mir eine Kleinigkeit zu essen machen?«

»Was denn?«

»Knäckebrot mit Käse.«

»Wie bescheiden.«

»Aber gesund.« Er lächelte Marion zu und verschwand im Schlafzimmer.

Dort zog er sich um. Raus aus dem Jackett, dem Hemd, weg mit der Krawatte, der scharfgebügelten Hose. Dafür hinein in den weichen, dünnen Kaschmirpullover, es folgten die Cordhose und die dunkle Jacke, die sehr bequem war.

Zum Schluß nahm er den kleinen Koffer an sich, sein persönliches Eigentum, das auch seine Frau respektierte.

In der Küche saßen die Ricks wieder zusammen. Marion hatte den Tisch gedeckt, der Kaffee dampfte bereits, sie lächelte, doch ihrem Mann fiel auf, daß ihr Lächeln nicht ehrlich war.

»Dich bedrückt etwas«, sagte er, als er sich niedersetzte.

Sie widersprach dieser Feststellung nicht, nickte und legte ebenfalls Käse auf ihre dünne Brotschnitte. Marion war eine elegante Frau, der das naturrote Haar gut stand. Sie hatte es raffiniert schneiden lassen, es lag sehr kurz um ihren Kopf, obwohl es gar nicht mal so kurz wirkte.

»Du hast recht, Nigel.«

»Und was?«

Sie schaute in das etwas rundliche Gesicht ihres Mannes. »Ich… ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll, aber ich habe plötzlich schreckliche Angst. Sie überfiel mich wie ein… wie ein…« Marion schüttelte den Kopf. Ihr fiel kein Vergleich ein. »Jedenfalls war sie da.«

»Wovor hast du Angst?«

»Ich habe um dich Angst.«

Er lachte. »Um mich? Wirklich um mich?«

»Ja.«

Er überlegte. Das gefiel ihm nicht. Marion hatte so ernst geklungen, und er dachte plötzlich an das, was in der Bruderschaft geschehen war. Es hatte rätselhafte Morde gegeben. Man würde an diesem Abend zusammenkommen, um darüber zu reden, aber Marion wußte nichts von den Taten. Da waren die Männer verschwiegen.

»Warum schweigst du, Nigel?«

»Tja - warum? Ich kann es dir nicht sagen.«

»Hast du auch Angst?«

Er antwortete spontan. »Nein!«

Seine Frau räusperte sich. Sie trank Kaffee und wechselte das Thema. »Heute wollen die Kinder noch kommen. Ich hoffe, du bist früh genug im Haus, um noch ein paar Worte mit ihnen zu reden. Sie haben dich lange nicht mehr gesehen.«

»Ich werde es versuchen.«

Der Junge studierte in New York, das Mädchen in Paris. Nigel hoffte, daß beide das Geschäft einmal übernehmen würden, ein gewisses Interesse war schon vorhanden.

Er wechselte das Thema. »Ich nehme wie immer deinen Sierra, nicht?«

»Gern.«

Nigel aß. Sich selbst gegenüber war er ehrlich und stellte fest, daß er das dünne Brot und den Belag ohne großen Appetit in sich hineinwürgte.

Marion schwieg. Sie schaute ihm nur zu, und sie sah besorgt dabei aus.

Er trank noch eine zweite Tasse Kaffee und schaute auf seine Uhr. »So, für mich ist es Zeit.«

Marion griff über den Tisch hinweg nach seiner Hand. »Irgendwann einmal wirst du mir sagen, was ihr Männer so treibt. Weshalb ihr euch zusammenfindet.«

»Es hat nichts mit anderen Frauen zu tun.«

»Das weiß ich doch. Ich kenne ja auch die Frauen deiner Freunde. Männer müssen mal unter sich sein. Doch wie ihr euch benehmt, gleicht das schon einer Verschwörung.«

Er lachte sie an. »Jetzt übertreibst du aber, Marion, wirklich, du übertreibst.«

»Das glaube ich nicht.«

Er setzte die Unterhaltung nicht mehr fort und ging in den Flur. Dort hatte er seinen Koffer abgestellt. Als er den Mantel nahm, hörte er die Schritte seiner Frau hinter sich und drehte sich um.

Marion sah aus, als könnte sie die Tränen nur mühsam unterdrücken. Als sie lächelte, war es nicht echt. »Gib auf dich acht, gib bitte auf dich acht!«

»Mache ich!«

Am liebsten wäre auch er nicht gefahren, doch er konnte seine Freunde nicht im Stich lassen. Sie hätte es ihm nie verziehen. Hinzu kam noch das Gelübde, das er abgegeben hatte. Mit ziemlich hastigen Schritten verließ Nigel das Haus. Der Sierra parkte vor der Garage. Er stieg ein und startete.

Seine Frau stand vor der Haustür. Licht umschmeichelte sie. Eine Hand hatte sie zum Gruß erhoben.

Und plötzlich überkam Nigel das Gefühl, sie zum letztenmal gesehen zu haben. Er erschrak darüber so sehr, daß er einen Stich in der Brust

spürte.

Die Ricks wohnten in einem ländlich wirkenden Gebiet am Rand Londons. Nigel hatte lange zu fahren, bis er Soho erreichte.

Den Koffer hatte er neben sich auf den Beifahrersitz gestellt. Es waren nur relativ wenige Fahrzeuge unterwegs. Hin und wieder wurde er überholt, auch er überholte,, blieb zumeist auf der linken Seite und hielt sich an die Tempolimits.

Er wollte nachdenken.

Er mußte nachdenken.

Die Morde ließen ihn nicht los. Diese Taten quälten ihn ebenso wie die anderen aus der Bruderschaft. Zwar sprachen sie nicht darüber, aber wenn sie redeten, dann sehr intensiv. Und am heutigen Abend sollte das Thema durchdiskutiert und möglicherweise Maßnahmen beschlossen werden, was dagegen zu tun war.

Schon jetzt konnte er für die anderen mitsprechen. Sie fühlten sich ebenso hilflos wie er.

Die fünf Männer kamen sich vor, als würden sie in einer großen Falle stecken, die sich immer verdichtete und sie der Reihe nach hinraffte.

Das Wetter war mies.

Die Wolken hingen schwer am Himmel. Regen hatte die Straßen nicht nur naß, sondern an einigen Stellen auch glatt gemacht. Manchmal lagen Pfützen auf der Fahrbahn, die wie Augen von gewaltigen Monstern schimmerten. Das Licht der Scheinwerfer brach sich auf der Oberfläche, bevor diese durch die Räder zerrissen wurden, so daß zu beiden Seiten Fontänen in die Höhe spritzten.

Dieser Abend gehörte zu denen, die man am besten abhakte, aber das war ihm nicht möglich.

Er mußte zum Treffen, er mußte!

Nigel fuhr sehr vorsichtig. Die Warnung seiner Frau hatte er vergessen.

Licht,, das blendete, schlechte Sicht, mal große Dunstfelder, die er durchfahren mußte. Es machte ihm beileibe keinen Spaß, hinter dem Lenkrad zu sitzen.

Er spürte noch den Geschmack des Kaffees im Mund. Sehr bitter, als wäre er noch einmal aufgewärmt worden.

Plötzlich hatte er das Gefühl, nicht mehr allein im Fahrzeug zu sein. Es war einfach da, es gab keinen Grund, er hatte nichts gesehen. Doch über Nigels Rücken rann ein Schauer, der aus zahlreichen kleinen Spinnenbeinen bestand.

Er verringerte die Geschwindigkeit, fuhr langsamer weiter, holte einige Male tief Luft, schalt sich einen Narren und mußte dann stoppen, weil das rote Licht einer Signallampe ihn vor einem Bahnübergang warnte, dessen Schranken dabei waren, sich allmählich nach unten zu senken.

Rick wartete.

Er war der erste Wagen vor der Schranke. Ein Blick in den Innenspiegel zeigte ihm, daß sich ein zweites Fahrzeug langsam an das seine heranschob.

Das Gefühl, nicht allein im Wagen zu sein, war trotzdem geblieben. Er schalt sich zwar einen Narren, als er sich drehte, aber er mußte es einfach tun.

Niemand saß auf den Rücksitzen. Nur das Parfüm seiner Frau schwebte noch wie der Hauch einer Erinnerung in der Fahrgastzelle.

Rick wartete.

Der Zug kam noch nicht.

Die Warnlampe glühte wie ein unheimliches Auge.

Er schwitzte.

Seine Hände wischte er an der Hose ab. Rechts und links vor ihm verliefen die Gleise. Sie stießen in die graue Dämmerung hinein, als wäre die Unendlichkeit ihr Ziel.

Noch immer ließ der Zug auf sich warten.

Sein Gefühl blieb. Es verstärkte sich sogar. Am liebsten wäre er ausgestiegen und hätte die feuchte Luft geatmet. Über die Schienen trieb der Dunst. Er sah schwer aus, weil er sich eben so träge bewegte und so floß wie ein Strom ohne Ende.

Etwas fauchte.

Links von ihm, über dem Sitz des Beifahrers, zu dem Rick sich hindrehte.

Er sah das Messer!

Alles wurde innerhalb einer Sekunde zu Eis. Der Wagen, er selbst, sogar sein Blut. Der Vorgang war für ihn nicht erklärbar, das brauchte er auch nicht, er schaute nur das Messer an. Eine verfluchte, lange Klinge, schon mehr ein Dolch, gar nicht mehr so blank, mit dunklen Flecken benetzt, die durchaus von getrocknetem Blut her stammen konnten.

Er dachte an seine toten Brüder!

Wie waren sie noch gestorben? Durch Stichwunden, hatte es geheißen. Jemand hatte sie durch Messerstiche getötet.

Und ein derartiges Messer schwebte vor ihm. Die Spitze glotzte ihn an. Sie war genau auf sein Gesicht gerichtet. Wenn sie sich nach vorn bewegte, würde sie es zerstechen.

Im Wagen war es still wie in einem Grab, weil auch Nigel es kaum wagte, Luft zu holen. Er atmete nur sehr flach durch die Nase und spürte beim ausatmen, wie die Luft über seine Oberlippe floß und die Lippen streifte.

Er konnte nichts tun, er hätte es auch nicht gewollt, denn die Klinge jagte ihm Angst ein. Er kam sich hilflos vor in seiner Erstarrung, aus der er plötzlich herausgerissen wurde, weil von der, linken Seite her

ein donnerndes Geräusch aufklang, als sich der Zug wie ein Ungeheuer näherte.

Der Zug fuhr auf dieser Strecke nicht sehr schnell, dennoch überkam Rick der Eindruck, als würde der Luftzug, den die stählerne Schlange verursachte, seinen Wagen schütteln.

Das Messer blieb.

Der Zug raste vorbei.

Rick war innerlich verkrampft. Und diese Krämpfe bereiteten ihm Schmerzen. In seinem Inneren spürte er das Ziehen und Stechen, als wären zahlreiche Hände dabei, ihn zu zerrupfen. Marion hatte ihn gewarnt, er hatte sie ausgelacht, doch plötzlich sah er diese Warnung aus ganz anderen Augen.

Das Messer hatte er sich nicht eingebildet. Es war so verflucht echt, und es zuckte in seiner Hand, einfach nach der Klinge zu fassen und sie an sich zu nehmen.

Die Schranke schwang hoch.

Er schaute ihr nach, ohne sie richtig zu sehen. Der Zug war längst verschwunden und nur mehr Erinnerung.

»Fahr los! Fahr über die Schienen hinweg und dann den ersten Weg nach rechts!«

Der Mann wußte nicht, wer gesprochen hatte. Die Flüsterstimme war einfach da gewesen, nur konnte er keine Person entdecken, zu der sie gehört hätte.

Es war schlimm…

Ein Unsichtbarer?

Er dachte wieder an den Killer, an die Toten, dann wurden seine Gedanken jäh durch das laute Hupen hinter ihm unterbrochen, und Nigel merkte erst jetzt, daß die Schranke senkrecht stand und er längst freie Fahrt hatte.

Er stellte den Motor wieder an, keuchte dabei. Die Bewegungen folgten einem Automatismus. Er konnte nicht einmal richtig denken, die Angst war zu stark.

Rick fuhr an.

Der Sierra holperte vor, überquerte die Schienen. Reifen humpelten über altes Holz hinweg, Dunst lag links und rechts wie Watte im Gelände. Die Scheinwerfer waren blasse Augen, auch die des Sierras, der schon nach kurzer Fahrtstrecke nach rechts gelenkt wurde, denn dort, ziemlich dicht hinter dem Bahndamm, führte der Weg in ein Feld hinein, das wie flach gepreßt den Boden bedeckte und den Dunst beinahe festzuhalten schien.

Er fuhr, er schaute nach vorn. Seine Augen brannten plötzlich, als hätte jemand Säure hineingetropft. Die Angst ließ ihn würgen, und das Messer war noch immer in seiner Nähe.

»Anhalten!«

Obwohl leise gesprochen wurde, füllte die Flüsterstimme den Wagen völlig aus.

Rick stoppte.

Mein Gott, dachte er, hier bist du verloren. Hier bist du völlig allein. Von allen verlassen. Hier kann dir niemand mehr helfen. Hier kann man dich abstechen…

»Motor aus!«

Auch das tat er. Das Messer war näher an ihn herangekommen. Er schielte nach links, er fürchtete sich, die Klinge strahlte eine widerliche Boshaftigkeit aus, die schon an Mordgier grenzte.

»Steig aus!«

Rick löste den Gurt. Seine Hand bewegte sich auf die Tür zu. Sie zitterte, doch gleichzeitig schoß ein Adrenalinstoß durch seinen Körper. Wenn er überhaupt eine Chance hatte, dann jetzt.

Die Tür aufstoßen, sich rauswerfen, in den Dunst hineinrennen und versuchen, ein Versteck zu finden. Vielleicht einen Bogen schlagen und zu einem Haus laufen, wo er Menschen fand, die ihn verstecken konnten.

Er drückte die Tür nach außen. Langsam oder normal. Dann aber schnell. Ein heftiger Stoß, und mit der gleichen Heftigkeit schleuderte er seinen Körper nach draußen.

Er fiel hin. Nasses, hohes Gras umfing ihn, es war glatt, er kam trotzdem hoch und rannte.

Rick drehte sich nicht um, er lief weg, hinein in den Dunst, in die graue Dämmerung, parallel zum Bahndamm entlang, keuchend, mit einem verzerrtem Gesicht und weit geöffnetem Mund, über dessen Lippen sein Atem stoßweise kam und sich mit dem Nebel vermischte.

Das war zu schaffen!

Es mußte zu schaffen sein!

Den Bogen schlagen, hämmerte es in seinem Kopf. Du mußt den verdammten Bogen schlagen.

Er kam herum.

Das Messer war schneller.

Vor sich hörte er ein Fauchen, dann erschien es wie aus dem Nichts, auch die Flüsterstimme hörte er.

»Es ist vorbei…«

Die Klinge raste auf ihn zu.

Sie traf ihn, sie bohrte sich tief in seinen Körper. Rick fiel zu Boden. Er sank in das weiche Gras, ohne die Nässe zu spüren, denn er spürte überhaupt nichts mehr. Er konnte auch nichts sehen, weil ihn schwarzrote Nebel umwaberten. Als letzten Eindruck nahm er den Blutgeschmack mit hinüber in die andere Welt…

***

Im feuchten Gras lag eine leblose, einsame Gestalt. Nebelschwaden umspielten sie, berührten die bleiche Haut mit ihren nassen Händen, als wollten sie dort etwas wegputzen.

Das Messer steckte in seiner Brust. Sein Griff ragte weit hervor. Plötzlich bewegte er sich, wurde gedreht, dann ein kurzer Ruck, und einen Moment später schwebte es über der Gestalt.

Es wanderte durch den Dunst, als wären unsichtbare Hände dabei, es zu tragen.

Sein Ziel war der Wagen.

Der Fond stand auf dem schmalen Feldweg mit eingeschalteten Scheinwerfern. Sie schimmerten in der dunstigen Suppe wie blasse Augen. Der Dolch wanderte. Es fand seinen Weg zielsicher, blieb dabei in Kopfhöhe und kam dicht vor der Fahrertür zur Ruhe.

Abwarten, lauern…

Etwas bewegte sich.

Ein Beobachter hätte diese Bewegung kaum von denen der Dunstschwaden unterscheiden können, zumindest beim ersten Hinsehen nicht. Beim zweiten sah es schon anders aus. Da war es kein Dunst mehr, sondern eine bleiche, gespensterhafte Gestalt, die sich dem Fahrzeug näherte. Bei hellem Licht hätte sie auch als Vogelscheuche durchgehen können, aber wer sie genauer anschaute, mußte sich einfach fürchten vor dem Gesicht, den leblosen Augen, deren Pupillen schneeweiß waren und ständig Blitze verströmten, die wie stroboskopartiges Licht aus den leeren Höhlen entströmten.

Der Mund war kaum zu erkennen. Das Gesicht sah dick aus, als hätte es jemand aus weichem Teig geformt, und die bleichen Haare standen vom Schädel ab wie Stroh.

Die Gestalt erreichte den Sierra.

Sie öffnete die Beifahrertür.

Eine bleiche Hand mit dünner Haut über den Knöcheln griff nach dem Koffer und holte ihn hervor.

Legte ihn ins Gras. Öffnete ihn. Holte ein Gewand hervor.

Sie faltete den langen Umhang auseinander und schaute gegen die Vorderseite, auf der ein großes Kreuz aufgemalt worden war, das sehr scharf von dem weißen Stoff abstach.

Das Kreuz hatte die Form eines kantigen Kleeblatts und wurde als Templerkreuz bezeichnet.

Die Gestalt zog sich auf dem Feld um. Etwa hundert Yards entfernt führte die Straße entlang, wo die Autos wie düstere Schemen mit hellen Augen durch den Dunst huschten, der den größten Teil des Lärms verschluckte.

Der Umhang reichte fast bis zum Boden. Wenn der Unheimliche ging, mußte er achtgeben, daß er nicht stolperte.

Er zog die Kapuze so weit wie möglich nach vorn. Sie fiel mit dem

vorderen Rand über seine Stirn hinweg, auch über die Nase und erreichte beinahe seinen Mund.

Er war kaum zu erkennen.

In der Dunkelheit erst recht nicht.

Und in der alten Templerkirche war es dunkel…

Der Unheimliche stieg in den Wagen, startete und wendete ihn, bevor er zur Straße zurückrollte.

Es war alles zu seiner Zufriedenheit gelaufen…

***

»Erinnerst du dich noch?« fragte mich Suko, als wir uns in den Schatten der Kirche drückten.

»Und wie.«

»Sie ist kein Ort des Todes.«

»Sollte sie zumindest nicht sein.«

»Aber?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, was uns heute abend noch erwartet. Aber besser kann es der Killer eigentlich nicht haben. Da hat er alle fünf zusammen.«

»Was ist, wenn er Lunte gerochen hat?«

»Weiß ich nicht.«

»Warum sprichst du eigentlich von dem Killer, John? Es ist doch nur das Messer oder der Dolch.«

Suko war natürlich von mir in sämtliche Einzelheiten eingeweiht worden. Fragen blieben trotzdem noch offen, nicht nur für ihn, sondern auch für mich.

Hatte nur der verdammte Dolch überlebt oder auch sein ehemaliger Besitzer, ein Mann, der auf den Namen Malraux hörte? Das war die Frage, auf die wir keine Antwort wußten. Es war uns nur klar, daß beide in einem unmittelbaren Zusammenhang miteinander standen.

Wir selbst hielten uns an einem Punkt auf, von dem aus wir einen guten Überblick hatten. Der Rundbau der alten Templerkirche wurde von zwei schmalen Gräben begrenzt. Hinzu kamen noch ein Gitterzaun, der das Grundstück einfriedete.

Obwohl wir uns nicht weit entfernt aufhielten, war die Kirche nur undeutlich zu sehen, weil die Nebelschwaden auch Soho erreicht hatten und wie Gardinen durch die Gassen trieben. Es war wie so oft, denn am Abend hatte der Dunst sich verdichtet. Hinzu kam die Dunkelheit, und beides zusammen sorgte auch dafür, daß die Geräusche aus der Umgebung ganz anders klangen.

Viel dumpfer und weiter entfernt.

Die hinter der Kirche stehenden Häuser konnten wir nicht erkennen, nicht einmal ahnen.

Uns blieb nur die Kirche und die Skelette, die zwischen Kirche und

Zaun aus dem Boden hervorwuchsen. Jedenfalls sahen die Bäume zu dieser Jahreszeit so aus.

Der Rundbau hatte auf dem kleinen Dach noch einen zweiten, nur kleiner und mit weniger Fenstern ausgestattet. Er endete oben in einer Wehrmauer, die aus Lücken und Steinen bestand und so eine runde Bastei bildete.

Ein schmaler Turm schob sich an der linken, hinteren Seite der Kirche in die Höhe, als wollte uns ein Finger mit spitzem Nagel drohen, nur nicht zu nahe an das Gebäude heranzutreten.

Rechts, wo auch der Eingang lag, war noch ein kleines Gebäude angebaut worden. Nach vorn hin offen und mit einem zur rechten Seite abfallenden Dach.

Das alles war uns bekannt, und es lag auf der Hand, daß uns die Erinnerung überkam.

Sie wollten wir auf keinen Fall weiter verfolgen, denn der neue Fall war wichtiger.

Noch hatte sich keiner der fünf Männer blicken lassen. Suko und ich waren ziemlich früh eingetroffen, denn wir wollten auf keinen Fall etwas versäumen.

Träge verging die Zeit.

Niemand interessierte sich für die Kirche. Weiter hinten schimmerten Lichter wie schwammige, gelbweiße Flecke in den Fensteröffnungen. Wer hier lebte, der interessierte sich nicht für die Kirche, der hatte andere Sorgen.

Wir suchten den »Feind«.

Als Feinde sahen wir die Kräfte an, die gegen uns standen. Nicht nur in diesem Fall, sondern immer.

Wir konnten uns beide nicht erklären, welche Zusammenhänge da existierten, wieso es möglich war, daß sich ein Dolch, ohne gehalten zu werden, auf den Weg machte, daß er blitzschnell erscheinen konnte, praktisch aus dem Unsichtbaren heraus. Es war nur möglich, wenn in ihm eine besonders starke Magie verborgen war.

Darüber hatten wir gesprochen und waren beide zu demselben Ergebnis gekommen.

Es mußte eine Magie sein, über die auch dieser Kalif Harun El Basra Bescheid gewußt hatte. Er war der Besitzer dieses Dolche gewesen, und die Templer hatten ihm die Waffe damals auf einem der Kreuzzüge abgenommen, weil sie genau wußten, welche Gefahr in dieser verfluchten Klinge steckte. Natürlich war es nicht rational zu erklären, aber wer wußte schon, welche Geheimnisse sich noch in der alten orientalischen Magie verbargen? Ich jedenfalls war da überfragt, und Suko erging es ähnlich.

Wir warteten.

Die Zeit verstrich träge, kam uns natürlich doppelt so lang vor.

Zudem hüllte uns die Feuchtigkeit ein. Das war ein Wetter, um sich eine Erkältung zu holen.

»Bleibt es bei unserem Plan?« fragte Suko.

»Warum nicht?«

»Kann ich dir nicht sagen, John. Ich habe das Gefühl, als hätten wir etwas falsch gemacht.«

»Und was, bitte?«

»Weiß ich auch nicht.« Er lachte leise. Es klang bitter. »Wenn ich mir vorstelle, daß sich der Dolch plötzlich in der Templerkirche materialisiert, dann wird mir ganz anders. Da müßten wir schon mit einem Toten rechnen.«

»Deshalb werden wir auch hineingehen. Aber später, wenn die fünf Männer sich da zusammengefunden haben.«

»Okay, wie du meinst.«

»Nicht so gut?«

Suko strich über seine Stirn. »Abwarten und…« Er drehte den Kopf nach rechts. Seine Stimme war kaum zu verstehen, als er sagte. »Ich glaube, da kommen sie…«

***

Im Krankenhaus hatte man sich wirklich Mühe gegeben bei der Behandlung der Verletzung. Sir Dean Ellroy hatte zwei Spritzen bekommen, so daß sich die Schmerzen in der nächsten Zeit nicht mehr zurückmelden würden. Auch war er mit einem neuen Verband »ausgerüstet« worden, der fester saß als der erste.

Er konnte gerade noch seine Finger bewegen, hatte sich noch einmal zu seiner Wohnung zurückfahren lassen und dort einen Koffer geholt, in dem sich das Gewand befand.

Er hatte sich seine Frau nicht mehr angeschaut. Für ihn war dieses Leben vorbei. Er würde das Haus verkaufen und sich woanders zur Ruhe setzen, vielleicht sogar im Ausland.

Nur eines wollte er noch.

Der Killer mußte gefunden werden. Er durfte nicht mehr weitermorden. Dieser Dolch war eine grauenhafte Gefahr für die Menschen, in ihm steckte ein unheilvoller Geist, ein Dschinn aus dem Orient, aber es mußte auch jemand geben, der ihn führte.

Wer hätte denn sonst in seiner Nähe geflüstert?

Mit all diesen Problemen beschäftigte sich der Anwalt auf dem Weg zu seinem Ziel. Er hatte sich vorgenommen, seinen Freunden vom Tod seiner Frau nichts zu verraten. Auch den Angriff auf sich würde er mit einer Ausrede erklären, denn sein weißer Verband an der rechten Hand fiel einfach auf.

Ellroy fuhr durch den Abend, durch den Nebel und die graue unheimliche Dämmerung. Es gab in Soho tatsächlich noch enge

Gassen und Straßen, regelrechte Verstecke, die jetzt dunsterfüllt waren und Erinnerungen an die Zeit eines »Jack the Ripper« aufkommen ließen, und er dachte daran, daß auch dieser Killer mit einem Messer getötet hatte.

Welch blutige Parallele…

In Soho gab es nicht nur enge Straßen. Es war in den letzten Jahren so einiges umgebaut worden, damit hatte man dem Stadtteil zwar seinen morbiden Charme genommen, dafür gab es moderne Bauten und sogar einige neue Parkplätze.

Im Sommer war die Chance gering, dort einen Stellplatz zu finden. Zu dieser Jahreszeit und vor allen Dingen bei diesem Wetter nicht. Ein Parkplatz lag nicht weit von der Templerkirche entfernt.

Dort stellten die Männer ihre Wagen ab und gingen den Rest zu Fuß.

Ellroy traf als zweitletzter ein.

Die anderen waren schon da. Er kannte ihre Autos. Nur der Sierra von Nigel Rick fehlte noch.

Der Anwalt stieg aus. Seinen Koffer nahm er mit. Von der Seite näherte sich ihm Sam Langster. Im Dunst sah er aus wie ein Gespenst im Nebel. Der Bruder nickte Dean zu.

»Alles in Ordnung?«

»Ja.«

Sam schaute auf Deans Hand. »Und was ist das?«

»Ein Unfall. Ich habe mich gestochen, mit einer Schere. Sieht schlimmer aus, als es ist. Zwei Spritzen, einen Verband, das wird reichen.« Die Lüge kam ihm glatt über die Lippen, und Dean schämte sich dafür.

Auch die beiden anderen näherten sich. Es waren Eric Langster und Barry Lockland. Sie hatten Deans Erklärung gehört und fragten auch nicht mehr.

»Was ist mit Nigel?«

Achselzucken.

Etwas krabbelte über Deans Rücken. Das Nigel Rick noch nicht anwesend war, gefiel ihm überhaupt nicht. Zwar wohnte er am weitesten vom Ziel entfernt, aber er gehörte zu denen, die immer mehr als pünktlich waren.

Die Männer beschlossen, ihm noch fünf Minuten zu geben. War er dann nicht da, würden sie schon in die Kirche gehen und die Vorbereitungen treffen.

Sie standen im Dunst, eingehüllt von der Feuchtigkeit. Sie fühlten sich nicht wohl. Jeder schien etwas auf dem Herzen zu haben, nur traute sich niemand, auch darüber zu sprechen. Sie blieben stumm, und jeder hing seinen Gedanken nach.

Die Zeit verstrich.

Langster schaute auf die Uhr.

»Wie lange noch?«
»Eine Minute, Barry.«
Die ließen sie verstreichen. Dean Ellroy ging einige Schritte vor. Er schaute auf die Straße, an der dieser kleine Parkplatz lag. Das Pflaster schimmerte feucht. An einigen Stellen wurde es von Lichtern getroffen und schimmerte wie eine fahle Spiegelfläche, gegen die Kerzenschein fiel.
Auch die anderen gesellten sich zu ihm.
»Ich glaube, wir gehen«, schlug Ellroy vor.
»Gut.«
Sie nahmen ihre Koffer mit. Als sie über die Straße schritten, sahen sie aus wie vier Geschäftsleute, die sich zu einem Treffen verabredet hatten.
Schon bald hatte sie die Dunkelheit zwischen den Hauswänden verschluckt. Wenig später erreichten sie auch den Weg, der sie direkt bis zur Kirche führte.
Sie gingen hintereinander, ohne ein Wort zu sprechen. Der Nebel dämpfte ihre Tritte.
Ellroy wußte, daß sich Sinclair und dessen Kollege in der Nähe befinden mußten. Verstohlen schaute er sich um, ohne allerdings einen von ihnen entdecken zu können.
Beide verhielten sich sehr geschickt und blieben zunächst in sicherer Deckung.
Bevor sie die Kirche betraten, zogen sie sich um. Das passierte in dem kleinen Anbau direkt vor dem Eingang, und sie waren durch das wellenartig verlaufene Dach geschützt.
Sie schwiegen.
Nur das Rascheln des Stoffs war zu hören, als die Gewänder über ihre normale Kleidung hinwegglitten.
Zu sprechen brauchten sie nicht, denn es war immer wieder das gleiche Ritual. Auch der Ausdruck in ihren Gesichtern hatte sich verändert. Er war sehr ernst geworden und gleichzeitig sehr feierlich, denn sie wollten zeigen, daß sie nicht zum Spaß gekommen waren. Ihre Aufgabe beinhaltete etwas Besonderes.
Sam Langster ging als erster. Er zog die Kirchentür auf. Schwer lag die Klinke in seiner Hand. Er mußte sich schon anstrengen, um die Tür mit einer Hand aufzuziehen, um kurze Zeit später in dieses weihvolle Schweigen hineinzutreten, das die Kirche ausfüllte. Ihre hellen Gewänder schimmerten, der Stoff bewegte sich bei jedem Schritt. Er warf Falten, die auch die Kreuze auf der Brust nicht verschonten, so daß sie aussahen, als würden sie sich verzerren und zu blasphemischen Fetischen werden.
Düsternis und Kühle. Nur sehr schwaches Licht, das durch die hohen Fenster an der Seite sickerte, mehr Schatten als Helligkeit. Breite

Rundsäulen trugen die gewölbte Decke.

Auf dem Boden zeichneten sich die alten Templergräber ab. In Stein gehauene übergroße Nachbildungen der Tempelritter, eine letzte Ehre, die den Mitgliedern dieses Ordens hier erwiesen worden war.

Barry Lockland ging zur Seite. Es war heute seine Aufgabe, die Kerzenständer zu holen. Sie sahen aus wie lange, dünne, schwarze Arme. Aus ihren Enden ragten die weißen Finger der Kerzen hervor und daraus wiederum die dünnen Dochte.

Lockland stellte die Ständer zu einem Viereck zusammen, hinter dem sie dann ihren Platz finden würden.

Er riß ein Streichholz an. Das ratschende Geräusch unterbrach die ehrfurchtsvolle Stille.

Die Dochte bekamen Nahrung, der Reihe nach flackerten die Flammenzungen auf und verteilten ihr Licht in einem begrenzten Rahmen, wobei der Schein auch gegen die Gesichter der vier Männer fiel und ihnen ein maskenhaftes und wegen ihrer Starre schon unheimliches Aussehen gaben. Aber so war es immer, nur empfanden sie an diesem Abend das Licht anders, unheimlicher, als würde es aus den Tiefen einer bedrückenden Finsternis emporsteigen.

»Nigel ist noch immer nicht hier«, unterbrach der Anwalt das Schweigen.

Niemand gab Antwort.

Sie dachten aber das gleiche.

In anderen Städten waren Brüder von ihnen umgebracht worden. Sollte Nigel jetzt das gleiche Schicksal erreicht haben?

Niemand wollte sich darüber äußern, aber sie hörten plötzlich ein Geräusch an der Tür.

Vier Köpfe drehten sich.

In der Düsternis des Kirchenschiffs erschien die fünfte Gestalt. Auch sie war schon umgezogen, trug das lange Gewand mit dem Kreuz auf der Brust und hatte den Saum der Kapuze weit ins Gesicht gezogen, beinahe bis über die Augen.

»Da bist du ja«, sagte Ellroy. »Himmel, wir haben uns schon Sorgen gemacht.«

»Ein Unfall!« lautete die Antwort, gerade so laut, daß die Worte verstanden werden konnten.

»Aber nicht mit dir?«

»Nein.«

»Stell dich zu uns«, sagte Eric. Er ging etwas zur Seite, um Nigel Platz zu schaffen.

Niemand schaute auf den Mund der Gestalt, denn er hatte sich zu einem diabolischen Lächeln verzogen…

***

»Ich habe nur vier Personen gezählt«, sagte Suko, »oder sollte ich mich getäuscht haben.«

»Hast du nicht.«

»Wo bleibt der fünfte?«

»Er wird noch kommen, nehme ich an.«

»Bist du da sicher, John?« Suko war es nicht, denn er sagte: »Was bei Ellroy schiefgelaufen ist, kann durchaus bei einem anderen geklappt haben.«

»Ich hoffe nicht.«

»Aber es spricht auch nichts dagegen.«

Da mußte ich meinem Freund leider zustimmen. Unsere Befürchtungen traten nicht ein, denn wir hörten das Geräusch der Schritte, auch wenn diese vorsichtig gesetzt wurden. Wir schauten nach rechts, wo der schmale Weg zum Eingang der Kirche herführte, und entdeckten dort die Gestalt, die sich bereits umgezogen hatte und ebenfalls die Kutte, die ihr allerdings etwas zu lang war, so daß sie leicht angehoben werden mußte, damit der Saum nicht über den nassen Boden streifte.

»Das ist er!« flüsterte Suko. Seine Stimme klang erleichtert. Er hatte sich schon zu stark darauf konzentriert, daß dieser Mann nicht mehr erscheinen würde.

Ich sagte nichts, denn ich steckte voller Gedanken und ungewöhnlicher Gefühle.

Hätte mich jemand nach dem Grund gefragt, verdammt, ich hätte ihm keine Antwort geben können, aber etwas an dieser ganzen Schau gefiel mir nicht, lief einfach quer.

Wenn ich nur gewußt hätte, was mich auf diesen Gedanken brachte, wäre mir wohler gewesen.

Der fünfte Mann verhielt sich völlig normal. Er ging seinen Weg, ohne sich nach links oder rechts umzuschauen, und er verschwand unter dem Dach des Anbaus am Eingang. Wir glaubten sogar, das Quietschen der Tür zu hören und den leisen, dumpfen Laut, als sie zufiel.

»Und jetzt?« fragte Suko. »Ist alles in Ordnung? Oder suchen wir die Umgebung nach einem fliegenden Dolch ab?«

»Ich weiß es nicht, Alter.«

»Du klingst so komisch. Hast du was? Geht dir was quer? Was hat dir nicht gefallen?«

»Es scheint alles in Ordnung zu sein.«

»Warum sagst du dann *scheint*?«

»Weil ich mir selbst nicht sicher bin«, flüsterte ich zurück, »und weil mir irgend etwas aufgefallen ist.«

»Okay - was?«

»Wenn ich das mal wüßte…«

»Es war doch alles okay. Ellroy hat dir von fünf Männern erzählt, und fünf haben wir gesehen. Sie sind gekommen, sie haben sich in der Kirche getroffen. Einer traf mit Verspätung ein…«

»Das ist es, Suko!«

»Die Verspätung?«

»Nein, die nicht. Oder die auch. Denk mal daran, wie der Mann hier erschien.«

»Nicht anders als die übrigen. Er hatte seine Kutte übergestreift und ist…«

»Die Kutte, Suko!« sagte ich hastig.

Er nahm mir den Dampf aus der Antwort. »Sie war normal, John. Weiß mit einem roten Templerkreuz vor der Brust. Sag nur, daß du es nicht gesehen hast.«

»Das schon.«

»Aber?«

»Ich kann es mir einbilden, verdammt, aber er hat die Kutte immer hochgehoben, um nicht zu stolpern. Sie war zu lang, denn bei den anderen paßten sie. Verstehst du?«

Suko schaute mich an, ich sah seine Augen glänzen, dann nickte er. »Ja, John, allmählich zumindest fange ich an, dich zu begreifen. Glaubst du, daß die Kutte nicht ihm gehört?«

»So ungefähr.«

»Dann hat er sie sich angeeignet, sie dem Mann weggenommen, dem sie gepaßt hätte.«

»Du bist auf dem richtigen Weg. Dieser fünfte Typ, der aus bestimmten Gründen zu spät kam, damit er nicht gesehen wird, ist jemand, der nicht zur Bruderschaft gehört. Er ist das teuflische Kuckucksei, möglicherweise die Person, die den Dolch führte, die hinter dieser verfluchten Waffe steht.«

»Womit auch die anderen vier in Lebensgefahr schweben.«

»Davon gehe ich aus.«

Es stand für uns fest, daß wir uns auf dem falschen Platz aufhielten.

Wir mußten an die Templerkirche heran, wollten aber noch nicht hineingehen, sondern durch die Fenster schauen.

In ihrem Inneren war es etwas heller geworden. Kerzenlicht hatte eine Insel in der schwammigen Dunkelheit gebildet. Und das genau würde ausreichen, um uns sehen zu lassen, was sich dort abspielte.

Wir schlichen auf die Kirche zu…

***

Die vier Kerzen standen, und die Mitglieder der Bruderschaft umstanden zu fünft diese Lichtinsel.

Niemand sprach.

Sie alle konzentrierten sich, gingen in sich, wollten sich von den

Gedanken befreien, die sie tagsüber beherrschten, wo sie über geschäftliche Dinge grübelten, um alles in die Reihe zu bringen.

Die Treffen aber dienten anderen Zwecken. Sie wollten wieder zu sich selbst finden, sie wollten wieder Menschen sein und auch so handeln, wie es Menschen tun sollten.

Ärmere unterstützen. Projekte mit Geld unterstützen, die sonst keine Chance hatten.

Dafür aber mußte der Kopf frei sein. Dafür wollten sie die alten Tugenden der Templer wieder aufleben lassen. Sie wollten sich nach den früheren Gesetzen richten, um auch an den Tagen danach morgens noch immer in den Spiegel schauen zu können.

Es war ihre Welt, es war ihre Religion, es war auch eine Sühne, die sie auch auf sich genommen hatten.

Frieden…

Sie mußten zunächst den inneren Frieden mit sich schließen, dann erst konnten sie sich um die anderen Dinge kümmern.

So war es immer gewesen, so sollte es auch an diesem Freitagabend sein, aber es war ihnen dabei unmöglich, sich darauf zu konzentrieren. Keiner sprach darüber, jeder versuchte sich zu beherrschen, nur klappte es nicht.

Auch Dean Ellroy spürte die innere Aufgewühltheit, der er nichts entgegensetzen konnte. Die Bilder wollten einfach nicht vor seinen Augen verschwinden. Immer wieder sah er seine Frau tot auf dem Bett liegen. In der dunklen Kirche kam ihm das Bild noch schrecklicher und auch klarer vor.

Er dachte auch an den Dolch.

Aus dem Nichts war er erschienen, hatte sich vor seinem Gesicht materialisiert und ihn auf schreckliche Art und Weise gefoltert, bis hin zum Angriff.

Er konnte ihn nicht vergessen.

Er spürte ihn.

Er merkte, daß etwas geschah. Daß sich in ihrem Kreis einiges verändert hatte.

Es waren nur Strömungen und Gefühle, doch er durfte sie auf keinen Fall unterschätzen.

Da tat sich etwas. Hier waren sie nicht mehr sicher. In das Rund des Kirchenschiffes hatte sich etwas eingeschlichen, das er nicht in Worte fassen konnte.

Wieder sah er die tote Eireen vor sich.

Er schluckte.

Er öffnete den Mund. Dabei senkte er den Kopf, und aus der Kehle drang ein tiefes Stöhnen.

Es war der erste hörbare Laut, der die Stille zwischen den versammelten Männern unterbrach, und er war von jedem der

anderen vier verstanden worden.

Die Köpfe unter den Kapuzen bewegten sich. Gesichter, an manchen Stellen bleich, an deren wieder vom Licht der Kerzen überstrahlt, drehten sich Dean Ellroy zu.

»Was hast du?« fragte Sam Langster. Er stand ihm diagonal gegenüber und schaute ihn an.

»Eireen!« brach es aus Dean hervor. »Was ist mit ihr?«

»Sie… sie lebt nicht mehr. Sie ist tot - heute… heute ist sie gestorben…«

Schweigen!

Dumpf, ungläubig und bedrückend. Niemand wagte es, jetzt ein Wort zu sagen. Jeder konnte den Schmerz des Mitbruders nachvollziehen, denn sie alle führten eine glückliche Ehe.

Wirklich jeder?

Einer nicht. Er hatte zwar auch den Kopf leicht angehoben, doch sein Mund zeigte das kalte Lächeln.

»Sie ist tot!« sagte Ellroy noch einmal.

Barney fragte: »Wie kam sie um?«

»Ermordet. Durch einen Dolch, der auch mich angriff und meine Hand verletzte. Der… der Killer hat uns erreicht, meine Brüder. Er ist in London. Er hat sich auf uns konzentriert. Er will unsere Bruderschaft auslöschen. Er besitzt den Dolch des Harun El Basra, nein, er ist der Dolch. Er erscheint aus dem Unsichtbaren. Er steht plötzlich vor dir und schlägt mit grauenhafter Präzision zu. Es ist nicht zu fassen, es ist so grausam, so…«

»Hör auf«, sagte Langster. »Hör auf, das ist ja furchtbar. Warum hast du uns nicht angerufen?«

»Ich konnte nicht.«

»Wieso denn? Wir…«

»Nein, rede weiter!«

Es war eine dumpfe und gleichzeitig leicht schrill klingende Stimme, die gesprochen hatte.

Vier Männer waren entsetzt. Und vier Männer schauten den an, der gesprochen hatte und der als letzter zu ihnen gestoßen war.

»Nigel?« hauchte Dean.

»Nein, nicht Nigel!« Mit einem Ruck riß der Fremde die Kapuze von seinem Gesicht weg und zeigte sich so, wie er tatsächlich aussah…

***

Er kicherte!

Es hörte sich widerlich an. So wäßrig, als würde es innerhalb der Kirche versickern.

Vier andere Männer waren nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen. Sie standen da, hatten die Worte vernommen, aber sie

waren nicht in der Lage, sie zu begreifen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Es war der Schock für sie, der zweite innerhalb einer kurzen Zeitspanne, und sie waren nicht in der Lage, ihn zu überwinden, weil eben alles so schnell abgelaufen war.

Furchtbar…

Aber sie hatten ihre Köpfe gedreht, um ihn anzuschauen. Er war ein Fremder, er hatte überhaupt keine Ähnlichkeit mit ihnen. Sein Haar stand schrill und wirr von seinem Kopf ab, als hätte Elektrizität sie in die Höhe geweht. Er schaute mit Augen in eine Welt, die keine Augen waren. Anstelle der Pupillen und der Iris befanden sich weiße, zuckende und strahlende Flecke in seinen Augenhöhlen. Das Gesicht sah klumpig aus, als wären weiche Teigstücke übereinander gelegt worden, und der Mund fiel kaum auf, weil er nur mehr einem schmalen Halbmond ähnelte.

Das war der Mörder!

»Nigel!« hauchte Sam Langster.

»Lebt nicht mehr!«

Sie wußten es. Sie hatten sich nur noch einmal vergewissern wollen. Und der andere sprach weiter.

»Dies ist der Abend des Todes. Es hat Nigel erwischt, es wird auch euch erwischen. Diese Kirche wird bald einige Gräber oder Tote mehr haben…«

»Hören Sie auf!« keuchte Ellroy.

»Ich werde euch den Todesgruß der Templer überreichen. Denn Templer sind es gewesen, die den Dolch dem Kalifen damals raubten. Die ihn für sich einsetzen wollten, aber ich war schneller, habt ihr gehört. Ich war viel schneller!«

»Sie?« ächzte Ellroy. »Wer, zum Teufel, sind Sie denn?«

»Malraux!«

Mit diesem Namen konnte jeder etwas anfangen. »Der… der Tote?« hauchte Langster.

Und Dean flüsterte: »Malraux hat vor vielen Jahrhunderten gelebt. Er muß längst Staub sein.«

Der Fremde aber lachte. »Sehe ich aus wie Staub?« Er hatte sich kaum ausgesprochen, als sie das Fauchen hörten, und plötzlich schwebte über dem Kranz der Kerzen ein Gegenstand.

Es war der Dolch!

***

Dean Ellroy kannte ihn schon und fand auch als erster die Sprache wieder. »Das ist er! Das ist die Waffe, die meine Frau getötet hat. Es ist der Dolch des Kalifen.«

»Ja, das ist er«, bestätigte Malraux, »und er ist noch mehr, denn schaut euch seinen Griff an. Darum wurde kein Stoff gewickelt, kein

Leinen, auch kein Hanf. Es ist Haut, Menschenhaut. Es ist die Haut des Kalifen Harun El Basra.« Er gab ein Geräusch von sich, das wie ein Lachen klingen sollte, und er schielte dabei den in der Luft schwebenden Dolch an. »Man hat nach dem Tod des Kalifen die Haut in Streifen geschnitten und von seinem Körper gezogen. Damit wurde der Griff umwickelt. Was nur die wenigsten wußten, ist folgendes. Der Kalif war etwas Besonderes. Er stand mit dem Teufel im Bunde. Er war ein sehr enger Verbündeter des mächtigen Scheitans. Er hat ihm immer gedient, und der Scheitan hielt sein Versprechen. Er salbte seine Haut mit den Ingredienzien der Hölle, bevor der Kalif starb. Ein Vertrauter schnitt ihm die Haut vom Körper und umwickelte den Griff dieser Waffe damit. Sie ist nicht vergänglich, denn sie steht unter einem besonderen Schutz. Das wußten auch die Templer. Sie wollten die Waffe an einen sicheren Ort bringen, aber ich war schneller. Ich habe sie dem Sarg entrissen, in dem auch das verfaulte Skelett des Kalifen lag, denn man wollte beide zusammen begraben.«

»Warum lebst du noch?« fragte Ellroy. Er wunderte sich über sich selbst, wie normal er reden konnte. Möglicherweise lag es daran, daß er diesen »Menschen« so haßte und immer an seine Frau denken mußte. »Auch du müßtest längst zu Staub zerfallen sein.«

»Ich habe den Dolch!«

»Bist du tot? Oder bist du es nicht?«

»Ich starb, ich war durch den Dolch sehr reich geworden. Ich konnte mir aussuchen, wie ich begraben wurde. Ich hatte mir schon zu Lebzeiten ein kleines Mausoleum bauen lassen, eine prächtige Grabstätte, in die man mich zusammen mit dem Dolch hineinlegte. Die Haut verweste nicht, die Kraft blieb bestehen, und sie ging auch auf mich über. Mein Körper verweste, aber nicht mein Geist. Er kam frei, er trat in den Dienst des Teufels, und er hatte es geschafft, den Dolch mit auf seine Reise zu nehmen. Er und ich gehören zusammen. Ein Stück seiner Haut nur reichte dem Teufel aus, um mir, dem Geist, einen Körper zu geben. So stehe ich also als Körper und auch als Geist vor euch. Ich habe die Templer gehaßt, ich haßte sie schon immer, und ich bin angetreten, um sie auszumerzen, damit andere den Weg Baphomets gehen können. Ich werde euch vernichten lassen durch meine Waffe, und ich frage euch, wer als erster von euch in dieser Kirche verbluten will?«

Es gab kein Mitglied der Bruderschaft, das diese Worte nicht verstanden und begriffen hätte. Sie alle spürten den Eishauch des Todes, denn ihnen wurde kalt.

Das Grauen stahl sich in ihre Körper hinein, es verseuchte ihr Blut, das vom Herzen zum Gehirn gepumpt wurde und sorgte für die schrecklichen Momente der Angst.

Sie schielten in die Höhe. Jeder wollte die Klinge anschauen.

Sie stand unbeweglich.

Der Schein der Kerzen fiel gegen das blanke Metall und hüllte es ein. So sah die Klinge aus, als würde sie in einem feinen Feuerstrom zittern und ihre Form verlieren, wobei sie sich zu einer zitternden Flamme veränderte.

»Nun…?«

Malraux bekam keine Antwort.

»Es ist schade«, sagte er, und seine leblosen Augen verströmten ein Blitzen. »Keiner will den Anfang machen. Ich habe euch die Entscheidung überlassen, aber wenn ihr nicht wollt, dann muß ich sagen, wer zuerst an die Reihe kommt.«

Er bewegte seinen Kopf. Die hochstehenden weißen Haare zitterten mit, das Blitzen in den Augen nahm zu.

»Also ich sage nun…«

Eine Stimme, die sich in der leeren Kirche kalt und schneidend anhörte, peitschte durch den Raum.

»Du brauchst nichts zu sagen, Malraux. Ich melde mich freiwillig!«

Der Geist fuhr herum!

***

Ich hatte die Kirche zusammen mit Suko betreten, der sofort hinter einer der Säulen in Deckung gehuscht war und mit schußbereiter Beretta sowie ausgefahrener Dämonenpeitsche abwartete, wie sich die Situation noch entwickeln würde.

Auch ich war nicht waffenlos. Ich hatte ebenfalls meinen Dolch gezogen, hielt ihn aber verdeckt in der rechten Hand, und mit der linken hielt ich das Kreuz umklammert.

»Wer bist du?«

»Dein Henker, Malraux!«

Er lachte.

Ich ging weiter.

Er lachte nicht mehr. »Du bist ein Mensch, ein lächerlicher Mensch. Ich habe dich bei Ellroy gesehen. Ich weiß, daß du nicht ohne bist, aber ich schwöre dir, daß du gegen den Dolch des Kalifen Harun El Basra nicht ankommen wirst. Es haben schon viele versucht, aber alle sind sie gescheitert. Das wird sich auch jetzt nicht ändern.«

»Versuch es!«

»Und wie!« schrie er.

Einen Moment später raste der Dolch auf mich zu, begleitet von den Schreckensrufen der Männer.

Gleichzeitig setzte sich auch Suko in Bewegung und hetzte geduckt auf Malraux zu…

***

Weil ich mit einer ähnlichen Situation gerechnet hatte, war ich nicht

grundlos an einer bestimmten Stelle stehengeblieben. Zwar dicht neben einer der zahlreichen Säulen.

Malraux hatte den Befehl kaum ausgesprochen, als ich mich bewegte und blitzartig hinter die Säule tauchte.

Der Dolch war da - und vorbei!

Ich wechselte augenblicklich meinen Standort, weil ich mich dieser Waffe zum Kampf stellen wollte.

Dolch gegen Dolch!

Mein Geweihter gegen den des Teufels!

Der andere fegte heran!

Gefährlich, fauchend und blitzartig. Er zuckte dabei hin und her wie ein Blitz, als würde es ihm Spaß machen, die Düsternis mit Schnitten zu zerteilen.

Ich riß meinen rechten Arm hoch.

Aus der geschlossenen Faust funkelte die Klinge meines Silberdolchs, die ich durch eine schnelle Bewegung in eine Querlage brachte, um die andere Waffe abzuwehren.

Sie stoppte.

Wenn sie so weitergeflogen wäre, hätte sie mein Gesicht getroffen und es zerschnitten.

So aber zitterte sie vor mir. Ich sah auch den verdammten Griff. Bevor sich die Klinge zurückziehen und eine andere Position suchen konnte, stach ich mit meiner Waffe zu.

Ich erwischte die Haut am Griff.

Mein Silberdolch hakte sich dort fest. Ich spürte für einen Moment den Widerstand, dann erwischte meine Hand ein kribbelnder Schlag, und einen Moment später sah ich das Feuer.

Blaugrüne Flammen schlugen aus der Haut hervor, und in sie hinein mischte sich ein furchtbarer Schrei…

***

Als der Dolch flog, jagte Suko im rechten Winkel auf ihn zu und tauchte unter ihm hinweg.

Sein Ziel war Malraux!

Der hatte die Arme ausgebreitet und sich etwas von den Männern entfernt, um freie Sicht zu haben.

Er glaubte an das Böse, er glaubte an den Teufel und dessen satanische Kraft.

Er glaubte nur nicht an Suko und an die Macht einer Dämonenpeitsche. Als er beide sah, war es zu spät. Suko hatte bereits im Laufen ausgeholt und schlug zu.

Die drei Riemen fächerten auseinander. Sie konnten das Ziel nicht verfehlen, zudem kam Malraux nicht einmal mehr dazu, sich zur Seite zu drehen, denn die Riemen wickelten sich wegen des seitlich

geführten Schlags um seinen Kopf, die Schultern und die Hüften.

Sie töteten ihn endgültig!

Er brüllte markerschütternd, weil er sich vorkommen mußte wie in einem Netz gefangen. Er zappelte kurz hin und her, bevor ihn die andere Kraft zu Boden riß.

Plötzlich stank es erbärmlich nach Schwefel und verbranntem Leichenfleisch. Das Wesen mit dem Namen Malraux wälzte sich über den Boden, es schrie, und es verging. Es puffte auf. Aus dem Körper schlugen die gleichen Flammen wie aus der Haut am Griff des Dolches. Der Satan hatte beide verlassen, er mußte es, denn die andere Kraft, die des Lichts, war wieder einmal stärker gewesen.

Flammender und knisternder Staub wölkte durch das Schiff der Templerkirche und wurde von einem letzten Schrei begleitet, der in der Unendlichkeit einer Schattenwelt verhallte…

Ich hatte mein Kreuz nicht einzusetzen brauchen. Mein geweihter Dolch war letztendlich doch stärker gewesen als die alte Waffe des Kalif en Harun El Basra.

Ich hatte noch einmal zugestochen, um danach als Zeuge dabei sein zu können, wie die Waffe zerstrahlte.

Es stank erbärmlich, aber es hatte hier keinen Toten und keine Verletzten gegeben.

Suko und ich trafen nahe der noch leuchtenden Kerzen zusammen. »Okay?« fragte mein Freund.

»Sicher.«

Suko öffnete die Kirchentür, damit frische Luft eindringen konnte.

Ich blieb bei den vier Männern. Sprechen konnten sie nicht. Sie waren fertig, seelisch wie auch körperlich.

»Danke«, sagte Ellroy schließlich. Es hörte sich an, als hätte er Gras in der Kehle. Dann wandte er sich ab, weil er seine Tränen nicht zeigen wollte.

Ich trat nach draußen in den Dunst und die Kühle, wo sich Sukos Gestalt wie ein gespenstischer Schattenriß abzeichnete.

»Das liegt hinter uns«, murmelte er. »Aber was ist mit dem Verräter?«

Ich hob nur die Schultern.

Leider…

ENDE